Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 9 — Marburg i. H., den 1. März — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Jesus der Sohn des lebendigen Gottes — Aus der Vergangenheit des österreichischen Protestantismus. Zweites Stück — Die Lage der Eingeborenen im Oranje-Freistaat und die evangelische Mission unter ihnen. Erste Hälfte — Die schwarz-weißen Schnüre — Unsere Konfirmationsdenkscheine — Der Probekandidat. Von Max Dreyer — Selbstanzeigen: Geschichte Israels und Heilsgeschichte (Guthe); Die Menschheit (Werner) — Verschiedenes: Henry Drummonds Biographie; Eingabe an den Vorstand der Kaiserswerther Diakonissenanstalt; Kleine Mitteilungen (Hefte zur Christlichen Welt; Fall Hillmann; Fromme Schokolade) — Zur freundlichen Beachtung — Quittung — Anzeigen

Jesus, der Sohn des lebendigen Gottes

Matthäus 16, 13—17

Den Tag des Bekenntnisses Petri umweht es wie die Weihe eines Konfirmationstages. Es ist der Konfirmationstag der Jünger. Mit der ganzen Bangigkeit des Seelsorgers, der seine Schaar unterrichtet hat, fragt Jesus nach dem Ergebnis seines Wirkens.

Wie steht es bei den Leuten? Ach, sie haben nichts Besonderes herausgefühlt. Mit den Ohren hörten sie Worte eines Propheten, aber ihr Herz war taub für die Stimme Gottes. Sie hatten Nichts in sich, das sie hätte in Jesus die Hilfe Gottes erkennen lassen: darum gingen sie an ihm vorüber ins Elend. Wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat.

Aber die Jünger? Wie mag sein Herz geklopft haben, als er sie fragte! Gott dem Höchsten sei Dank, der durch seinen Geist die Einfältigen seine Geheimnisse wissen läßt! Was er ihnen nie vorgesprochen hat, das haben sie selbst gefunden. Er ist für sie der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes! Er ist die Hoffnung Israels und das Heil der Welt, denn Gott ist mit ihm, mehr denn er mit Moses und Elias war! Ein heller Schein fällt nun auf Gott: er ist der väterliche Freund und Erzieher seiner Kinder, er ist die Allmacht mit dem Sinn Jesu Christi. Ein heller Schein fällt auf Jesus: er steht nicht allein, der ewige lebendige Gott steht hinter ihm.

Aus dem innigen Umgang in diesen Jahren, da sie mit ihm aßen und tranken, hat sich in der Seele der Jünger diese Erkenntnis emporgerungen. Seine Macht über Sünde und Krankheit hatten sie gesehen, der Reichtum seiner Seele lag vor ihrem ahnungsvollen Blick. Sie waren durch seine Erziehung herangereift, zu fassen, was in ihrem Meister war. Ihr Bekenntnis ist das Merkmal einer inneren Entwicklung, die sie fähig machte, in der Seelenhoheit und Milde Jesu trotz seiner unscheinbaren Gestalt das Ideal des Lebens und die Macht über die Welt zu schauen. Und diese Erkenntnis hielt sie in den dunkeln Stunden, da sie irre wurden, an ihm fest, und wurde der Grund, auf den nach seiner Auferstehung der Glaube aufs neue baute. Das Bekenntnis zu Jesus, dem Sohn des lebendigen Gottes — ein wichtiger Knotenpunkt in der Entwicklung der Seele zu immer größrer Weite und Tiefe.

Welch eine kritische Zeit ist es doch, wenn man Umgang mit Jesus gewinnt! Dann offenbart sich, was im Menschen ist, und es entscheidet sich, was aus dem Menschen wird. Darum heißt es, Acht geben, daß man den rechten Weg nicht versäumt.

Unsere Lehrer führten uns den Weg, den die Jünger gingen. Sie wiesen uns, Gott in Christus zu erkennen. Vielleicht liegt heute der Ton etwas anders in dieser Formel als bei den Jüngern. War ihnen dies die neue Erkenntnis, daß ihr Jesus zu dem ihnen gewissen Gott gehörte, so ringen wir um die Gewißheit, daß zu Jesus ein ewiger Wille gehört, der durch ihn spricht und wirkt. Das ist die Frage für uns: der Mond, der unsere Nacht erleuchtet — strahlt er im eigenen Licht, oder ist er der Abglanz des höchsten Gestirns? Wir sind unsern Lehrern gefolgt und danken ihnen, daß sie uns lehrten, Gott nicht in den Blättern eines Buches noch in den Schauern des Meeres und des Waldes, sondern in einem persönlichen Menschen voller Kraft und Frieden zu finden. Wir haben uns hineingedacht und die Begriffe umgeschmiedet, in denen wir groß geworden sind. Doch wehe einem Menschen, der seinen Begriffsvorrat in Ordnung gebracht hat wie einen Bücherschrank und nun hingeht und von der Sache spricht, als hätte er sie! Es ist eine Kluft befestigt zwischen der Stelle unsers Innern, wo die Begriffe wohnen, und der Stelle, wo die Eindrücke des Lebens empfangen und zu Entschlüssen verarbeitet werden. Es ist entsetzlich, wenn Einem der Blick dafür aufgeht, wie sehr man in der Gefahr des doppelten Bewußtseins schwebt: einmal zu denken und zu sprechen, wie man denken und sprechen sollte, und dann zu denken und zu handeln, wie die wirkliche Natur der Seele fordert und treibt. Es ist schrecklich, zu wissen und zu sagen, welch einen Begriff von Gott wir an Jesus gewinnen können, aber selber ohne Glauben an Gott oder im Glauben an einen niedrigen Götzen zu leben. Ein solcher Begriff von Gott, sei er noch so richtig, ist kalt und tot, wie ein Götzenbild von Erz oder Stein. Wir müssen uns alle immer mehr vergewissern, daß Jesus der Sohn des lebendigen Gottes ist. Darum müssen wir uns täglich in den Bereich des lebendigen Christus stellen, um Gottes Macht und Treue zu spüren. Sonst verliert auf einmal die Erkenntnis Gottes in Christus ihr erfrischendes Leben und gefriert zu einer Schulformel, deren Diensthause wir doch glücklich entronnen zu sein glaubten.

Es bedarf einer stetigen Sammlung und innern Stille, wenn man zu denen gehören soll, von denen Christus spricht, wenn er sagt: Niemand kennt den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.

Niebergall

Aus der Vergangenheit des österreichischen Protestantismus

1. Die Gegenreformation in den österreichischen Erblanden (Fortsetzung)

Aber auch die positiven Gegenmaßregeln der Regierung wollten nichts fruchten. Als Kaiser Karl V. 1548 den Protestanten das Interim aufnötigte, wollte er doch auch nach der katholischen Seite hin seinen Reformations-Ernst beweisen und ließ eine nur für die Katholiken geltende Reformations-Ordnung ausarbeiten, zu deren Durchberatung und Ausführung Bistums- und Provinzial-Synoden abgehalten werden sollten. Für unser

Gebiet kommt zumal die in Salzburg 1549 veranstaltete in Betracht. Es war eine glänzende Versammlung, aber sie führte schließlich doch nur dazu, daß sich Klerus und Regierung die Schuld an den Mißständen gegenseitig in die Schuhe schoben. Die Geistlichkeit warf der Regierung Eingriffe in ihre alten Rechte vor und stellte ihrerseits eine lange Liste von gravamina auf. Ferdinand, um die Position der Regierung zu stärken, schickte diese den Ständen zu, und nun bekamen die Geistlichen in den Antworten der Stände die bittersten Wahrheiten zu hören darüber, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten. Z. B. die Kärnthner klagen, daß unter tausend Bauern und Gemeinen auf dem Lande kaum Einer die Artikel des christlichen Glaubens und die zehn Gebote kenne — also eine Bestätigung des oben schon Erwähnten.

Mehr aber noch als die Kritik des Klerus interessiert uns etwas Anderes in der Antwort der Stände, und zwar Etwas, wonach sie Ferdinand eigentlich gar nicht gefragt hatte, und was ihm höchst ungelegen kam, da es seine eigenen religiösen Pläne durchkreuzte. Nämlich die Stände fügen zu ihrer Kritik der katholischen Zustände gleich ein positives Bekenntnis ihrer protestantischen Ueberzeugungen hinzu. Sie erkennen die Bibel als Quelle des Glaubens an, wollen nichts von den guten Werken wissen, halten von den Sakramenten nur drei als solche, nehmen nur jene Zeremonien an, die mit der Bibel im Einklang stehen u. s. w. Es ist dies, wie Loserth sagt (S. 86), das erste Schriftstück, in dem die steirische Landschaft als protestantische Körperschaft auftritt. Aehnlich äußern sich auch die Kärnthner, die namentlich das allgemeine Priestertum aller Christen betonen. Man sieht, der österreichische Protestantismus hatte allmählich auch innere Fortschritte in Bezug auf Klärung der Meinungen gemacht. Anfangs, in den 1520er Jahren galten vielleicht noch Laienkelch und Priesterehe als Hauptkennzeichen seiner Forderungen (nach Analogie der Böhmen); und in derselben Linie bewegen sich noch in den 60er Jahren die Vermittlungsversuche Kaiser Ferdinands und Maximilians, damals freilich viel zu spät. Auch an wiedertäuferischen Regungen hatte es in den 20er Jahren nicht gefehlt (vgl. die zahlreichen Hinrichtungen von Wiedertäufern im Jahre 1528). Allein immer deutlicher tritt die Augsburgische Konfession in den Vordergrund, zu welcher sich der Landtag von 1565 ausdrücklich bekennt: „eine Ehrsame Landschaft habe diese Konfession lauter und klar und in Uebereinstimmung mit der prophetischen, apostolischen und katholischen Kirche und der Lehre der alten Kirchenväter befunden." Und mit solcher Einmütigkeit hielten die Inner-Oesterreicher an der Reinheit der Lehre fest, daß sie deswegen im Jahre 1580 anfangs Bedenken trugen, die Konkordienformel zu unterzeichnen, um nicht von den Jesuiten des Abfalls von der Augsburgischen Konfession bezichtigt zu werden. Nicht ganz so einhellig war man in den beiden Donauherzogtümern, wo vielmehr späterhin die Anhänger des Flacius — darunter viele aus dem Reich ausgewiesene Leute — sich durch allerhand Quertreibereien bemerkbar machten.

Allein von dem persönlichen Bekenntnis zum Luthertum bis zu dessen rechtlicher Freigabe war noch ein weiter Schritt. Als der Augsburger Religionsfriede abgeschlossen war, erbat ein Ausschuß-Landtag der fünf österreichischen Herzogtümer zu Wien 1556 von König Ferdinand unter Hinweis auf den Religionsfrieden die Freistellung des lutherischen Bekenntnisses: „mit gebogenen Knieen flehe und seufze man zu dem Könige, die fünf Länder, die mit keiner Sekte, als Wiedertäufern, Zwinglianern u. s. w., behaftet seien, in jenem Friedensstand zu lassen, den man auf dem letzten Reichstag zu Augsburg verkündigt habe." Ferdinand wollte die Gleichsetzung seiner Stände mit denen des Reiches nicht gelten lassen und vertröstete im übrigen auf neue Religions-Vergleiche, wie er denn thatsächlich 1557 zu Worms noch ein Kolloquium hat anstellen lassen. Als auch dieses fehlschlug, behalf er sich während seiner letzten Regierungsjahre in seinen Erblanden mit einer laxeren Handhabung der früher gegen die neue Lehre ausgegangenen Mandate.

Erst der Regierungswechsel brachte eine gewisse rechtliche Religionsfreiheit. Zwar wurden die fünf Herzogtümer getrennt. Der Kaiser Maximilian folgte seinem Vater nur in den beiden Donau-Herzogtümern, während sein Bruder Karl II. Inner-Oesterreich erhielt (ein dritter Bruder Ferdinand, der Gemahl der Philippine Welser, bekam Tirol und die vorderösterreichischen Länder). Doch nahm die Weiter-Entwicklung auf beiden Seiten eine ziemlich gleiche Wendung. Maximilian seinerseits hatte als Kronprinz in einer Art von konfessioneller Opposition zu seinem kaiserlichen Vater gestanden und sich von seinem Hofprediger Pfauser einen der Sache nach evangelischen Gottesdienst halten lassen. Auch als Kaiser zeigte er noch Wohlwollen gegen die Evangelischen, doch nicht ohne beträchtliche Schwankungen, wie wir später sehen werden. So gewährte er im August 1568 den niederösterreichischen, und im Dezember 1568 den oberösterreichischen Ständen eine Religions-Konzession, welche durch die „Assekuration" von 1571 ihren verfassungsmäßigen Abschluß erhielt (Agende u. s. w.). Danach erhielten die beiden Stände der Herren und Ritter für sich und ihre Guts- und Patronatsbezirke das Recht freier Religionsübung nach der Augsburgischen Konfession; ausgenommen blieb also der Stand der Prälaten und der sogenannte vierte Stand der landesfürstlichen Städte und Märkte, über welche letzteren sich der Landesherr selbst das Recht freier Verfügung vorbehielt (mit Ausnahme einiger weniger Städte Oberösterreichs).

Größere Schwierigkeit machte es, in Innerösterreich die gleiche Konzession zu erlangen, denn Karl II. war von Haus aus der katholischen Kirche treuer ergeben. Doch schon bei der Huldigung setzte es der Huldigungs-Ausschuß durch, daß in der Formel „So wahr mir Gott helfe und alle Heiligen" die letzteren Worte ersetzt wurden durch „und das heilige Evangelium"; und seitdem wollen die Bitten um Freigebung der Augsburgischen Konfession in den Landtags-Verhandlungen nicht wieder verstummen. Aus der Fülle der von Loserth beigebrachten Landtags-Akten wollen wir nur Einiges herausheben, worin sich die allgemeinen Zeitereignisse wiederspiegeln. Auf dem Landtag von 1564 giebt sich die Enttäuschung kund über den Ausfall des Trienter Konzils, das man ja dort so recht aus der Nähe hatte beobachten können. Von einem Konzil sei Nichts mehr zu erwarten; um so mehr glaubte man sich berechtigt zu eigner, innerstaatlicher Regelung der Religionsverhältnisse. Auf den Landtagen von 1566 und 1567 handelt es sich um Abwehr der Türkengefahr, und namentlich auf dem 1567er hofft der Landesherr, dadurch die ihm unbequemen Religionsverhandlungen in den Hintergrund drängen zu können. Allein die Stände kehren den Spieß um: die Türkennot beweise ja gerade, wie notwendig eine religiöse und sittliche Umkehr sei. „Die Geschichtsbücher zeigen, daß die Zerstörung Jerusalems, die Zerstörung des jüdischen Volkes und so vieles Andere in den Sünden der Menschen wurzelte." Da könne man sich nicht wundern, daß Gott zu unsrer Strafe den Erbfeind über uns sendet. Auf dem Landtage von 1569 lagen bereits die Religions-Konzessionen Maximilians in den Nachbarherzogtümern vor, und die Stände beriefen sich darauf. Karl wendet sich deshalb an Maximilian, ihren Urheber, und bittet um Rat, was er nun thun solle. Die Antworten des Kaisers sind so recht bezeichnend für die Unsicherheit seiner Position. Derselbe Maximilian, auf den die Protestanten so große Hoffnungen setzten, dem der Kurfürst von Sachsen zuredete, er möge sich weder durch den Papst noch durch Andere in dem beirren lassen, was er in seinem Herzen für recht erkannt habe, und sich ungescheut zur Augsburgischen Konfession bekennen, giebt seinem Bruder den Rat, es könnte diese Konfession den Ständen nicht simpliciter et absolute bewilligt werden; vielmehr müßte man sie mit gnädigen Worten hinhalten, sodaß man ihnen Nichts abschlüge, aber auch Nichts bewilligte. Man müsse „dissimulieren", wie es an einer andern Stelle heißt. Und warum das? Maximilian giebt seinem Bruder zu bedenken: „wie man seitens des Papstes und des Königs von Spanien und von anderen Seiten sich heftig beschwert hat, daß wir mit unsern österreichischen Landleuten vom Herren- und Ritterstand eine Traktation vorgenommen . . . Euer Liebden würden bei dem Papst, in Spanien, Innsbruck und Bayern in denselben Verdacht kommen u. s. w." Also nicht innere Gründe, sondern äußere

Rücksichten und die Macht dynastischer Interessen waren das größte Hindernis des Evangeliums in Oesterreich.

Die Stände wollten freilich vom „Dissimulieren“ nichts wissen. Karl hatte sie wegen Tilgung seiner Schulden angegangen. Da erklärte ihm 1570 der Stände-Ausschuß: sie hätten die Schulden geprüft und einen Schuldentilgungsplan aufgestellt, „und es wäre den Ständen nichts Lieberes, als alles dies zu bewilligen“, aber sie müßten dafür die Bürgschaft freier Religionsübung erhalten. Da gab ihnen endlich der Erzherzog auf dem Landtage zu Bruck 1572 die „Notel der Pazifikation“. Darin erklärt er, „daß er die vom Herren- und Ritterstand samt Weib, Kind und Gesinde und angehörigen Religionsverwandten . . . wider ihr Gewissen nicht bekümmern, beschweren oder vergewaltigen . ., ihre Prädikanten unangefochten und unverjagt, die Kirchen und Schulen uneingestellt lassen wolle u. s. w.“ Den Städten hatte er in einem Separatkonvente nur gewisse allgemeine Beruhigungen gegeben; später, auf dem Ausschußlandtage zu Bruck 1578, erklärt er hinsichtlich ihrer noch mündlich: „daß sie nach ihrem Gefallen in Städten und Märkten Prädikanten aufnehmen, das will ich auch nicht leiden. Sie aber will ich in ihren Gewissen unbekümmert lassen, sie können sich darauf wohl verlassen.“ Also eine beschränkte Religionsfreiheit wie in den Donauherzogtümern. Für den Adel öffentliche Kultusfreiheit, für die Städte nur persönliche Gewissensfreiheit. Bedenklich war nur noch, daß Karl sich nicht auch für seine Nachfolger verpflichtet und daß er die letzte Erklärung nur mündlich gegeben hatte.

Somit erscheint der Adel in erster Linie als Träger der evangelischen Bewegung. Ultramontanerseits, wo man immer die Teilnahme für die evangelische Sache auf politische Vorteile zurückzuführen sucht, hat man wohl gemeint, auch für den österreichischen Adel sei das Evangelium ein günstiger Vorwand für ständische Opposition und Selbständigkeitsbestrebungen gewesen. Allein die adligen Stände zeigen ja gerade die größte Bereitwilligkeit, alle möglichen anderen Opfer zu bringen, wenn ihnen nur das Eine, die Religionsfreiheit, gewährt wird, und eine große Zahl von ihnen ist später lieber ausgewandert, als daß sie das Evangelium preisgaben. Und schließlich werden wir doch auch ihren Beteurungen glauben dürfen, daß es ihnen ernstlich um Besserung der kirchlichen Verhältnisse zu thun war, deren trostlosen Zustand wir oben zur Genüge kennen gelernt haben. Uebrigens war ja die Hinwendung zum Evangelium gar nicht blos auf den Adel beschränkt, sondern sie war eine ganz allgemeine in allen Ständen und Volksklassen; der Adel war nur ihr staatsrechtlicher Träger, da der Landesherr selbst leider versagte. An den Adel waren ja auch die Städte und Märkte gewiesen, die ein eignes Kirchenwesen nicht haben durften. Da traf es sich gut, daß der Adel nicht blos auf dem Lande, sondern auch in den Städten seiner Zusammenkünfte Kirchen- und Schuleinrichtungen hatte: z. B. in Wien hielt er zeitweilig zwei, selbst drei Prediger, zu denen die Bürgerschaft zu Tausenden herbeiströmte; in Inner-Oesterreich waren es vier solche Städte: Graz und Judenburg, Klagenfurt, Laibach. Anderswo ging man aufs Land in die evangelischen Kirchen adligen Patronats. Ja bis hinauf zu den Waldbauern und Holzknechten Oberösterreichs reichte die evangelische Bewegung, wie die Bauernaufstände am Schluß des Jahrhunderts und später noch beweisen, nur daß hier wie so oft allerlei soziale Motive mit den religiösen bunt durch einander gemischt waren. Insgesamt genommen wird die Behauptung des Canisius, daß kaum noch ein Achtel der Bevölkerung Oesterreichs als wirklich katholisch angesehen werden könne, zutreffend sein für damals.

Wie ist es möglich, so fragen wir, daß eine so verheißungsvolle Bewegung, wie das Vordringen des Protestantismus in Oesterreich, schließlich doch zu keinem bleibenden Erfolge geführt hat? Verschiedenes hat dazu mitgewirkt. Einmal die Thatsache, daß die katholische Kirche, deren Erschlaffung dem Protestantismus das Eindringen so leicht gemacht hatte, sich aufraffte und in ihrer Weise den Kampf auf der ganzen Linie eröffnete. Das ist die sogenannte Gegenreformation, von welcher die östreichischen Vorstöße nur ein einzelnes, wenn auch äußerst lehrreiches Glied darstellen. Der Name Gegen-Reformation ist ungenau. Denn es handelt sich nicht um eine der Reformation ebenbürtige geistige Bewegung, welche auch nur versucht hätte, die durch die Reformation gegebenen religiösen Impulse und neuen Ideen innerlich zu verarbeiten und ihnen dann entgegenzutreten. Nein, das Konzil von Trient versteifte sich absichtlich auf das römische Dogma, welches die jesuitischen Konzils-Deputierten Lainez und Salmeron schon damals zur Infallibilitäts-Lehre zu steigern versuchten; lediglich im Punkte des praktisch-kirchlichen Lebens suchte man zu „reformieren“. Es ist also die Gegenreformation der mit allen Mitteln verschärfter Disziplin und Dressur unternommene Versuch, die verlorenen Kirchengebiete gewaltsam für die päpstliche Herrschaft zurückzugewinnen. Sehr bezeichnend äußert sich der Jesuit Favre in einem Briefe an Lainez über das in Deutschland einzuschlagende Verfahren: mit der Bekehrung sei es gerade umgekehrt zu halten wie im ältesten Christentum. Damals sei das Erste die Bekehrung zum Glauben durch die Predigt gewesen, und erst allmählich habe man die Getauften zu einem dem Glauben entsprechenden Leben geführt. Das Haupt-Verderben der lutherischen Sekte bestehe aber darin, daß sie zuerst die Frömmigkeit im richtigen Handeln untergrabe und dann erst den rechten Glauben. Darum müsse man ihre Anhänger zuerst dahin bringen, wieder den Vorschriften der Kirche gemäß zu leben (vgl. Gothein S. 671 f.). Das ist auch bis auf unsere Zeit das römische Auskunftsmittel geblieben gegenüber allen neu auftauchenden evangelischen Regungen: Stärkung der Disziplin, römischer Gesetzes-Zwang. Nicht mit Unrecht hat man die Gegenreformation eine romanische Invasion ins deutsche Geistesleben genannt, das damals zur religiösen Selbständigkeit erwachte und auch Oesterreich mächtig mit fortriß.

Und eine ausländische Truppe war es, welche die Pionierdienste dabei übernahm: die streitbare Gesellschaft Jesu. Bereits 1540, unmittelbar nach der Bestätigung des Ordens, gingen die ersten Jesuiten über die Alpen, man sieht, sie haben es eilig gehabt, nach Deutschland zu kommen. Es waren sämtlich Ausländer: der schon erwähnte Favre, ein Savoyarde, ferner der Genfer Le Jay und der Spanier Bobadilla. Letzterer ging an den habsburgischen Hof, wo er aber nicht lange blieb. Beiläufig erzählt Gothein von ihm: „Er disputierte wohl einmal mit einem lutherischen Hofherrn und veranlaßte nachträglich seine Verhaftung.“ Zu einer dauernden Niederlassung der Jesuiten auf österreichischem Boden kam es erst seit 1551, wo sie Ferdinand nach Wien rief. Wiederum waren es lauter Ausländer: junge Flandrer, Italiener und Spanier. Keiner konnte ein Wort Deutsch; „durch Zeichen und demütige Blicke“ behalfen sie sich auf ihrer Reise durch die Alpenländer (Gothein S. 721). Ueberall ebnete ihnen Fürstengunst die Wege: 1555 kamen sie schon nach Prag, 1562 nach Innsbruck. In Steiermark führte sie Karl II. ein, dem seine Heirat mit einer bayrischen Prinzessin 1570 auch einen jesuitischen Beichtvater, gewissermaßen als Mitgift, eingebracht hatte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Jesuiten sich in ihrer Weise mancherlei Verdienste um die wankende katholische Sache erworben haben. Als der katholische Klerus, wie wir sahen, völlig versagte, traten sie in die Lücke ein und halfen dem Priestermangel ab, um dessentwillen sie Ferdinand hauptsächlich gerufen hatte. Aber von welch ultramontanem Fanatismus war die Priesterschaft, die aus ihren Reihen hervorging! Wo sie sich niederließen, hören wir bald die bittersten Klagen über Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes. Schon im Jahre 1575 — also nur einige Jahre nach dem Einzug der Jesuiten in Graz, klagen die Stände: bisher hätten die Angehörigen der katholischen Religion mit unsern Religionsverwandten freundlich, vertraulich konversiert, gehandelt und gewandelt, Niemand sei in seinem Gewissen bedrängt oder gezwungen worden, diesem oder jenem Teil anzuhangen. Erst seitdem dieser unverträgliche Jesuitenorden ins Land gekommen, müsse man von Tag zu Tag je länger desto mehr Religionsbeschwerden erdulden (Loserth S. 233 f.). Und im November desselben Jahres sagt der Landtag in seinen „Beschwär-Artikeln“: es sei erwiesen, daß der Jesuitenorden auf nichts Anderes sinne, als wie er uns in

Jammer und Not bringen könne, daß die Unsrigen bei keinem Amt gelassen, zu keinen Ehren und keinen Aufnahmen kommen sollen. Alles ist ihnen suspekt und verdächtig. Sie meinen, es dürfe uns keine Zusage und Treue gehalten werden. Im Verspotten und Verdammen kennen sie nicht Maß noch Ziel. Ganz öffentlich predigen sie unverschämter Weise von uns: wir seien nicht Glieder der christlichen Kirche; sie wagen es, das Begräbnis bei der Pfarre denen, die es begehren und von alters her ihr Begräbnis und Stift daselbst gehabt, zu verwehren. Dadurch daß sie ehrlichen Leuten, verstorbenen Christen, das liebe Erdreich nicht vergönnen, trete ihr hitziges Gemüt am deutlichsten zu Tag (Loserth S. 235). Wir sehen, auf der einen Seite der biedere Ton treuherziger Oesterreicher und auf der andern Seite das fremde ausländische Gift. Insbesondere suchen sie den Landesfürsten seinen Unterthanen zu entfremden. Schon haben sie sein Ohr, er nimmt sie gegen die Vorwürfe der Stände in Schutz. In ihrer Replik antworten die Letzteren: „Jedermann wisse, wo sie (die Jesuiten) in einem Land einmal eingewurzelt, habe es kein Aufhören gehabt, bis sie eine Inquisition angerichtet . . . . Die Inquisition höre hierhin und dorthin. Was Einer in gutem Vertrauen da und dort gesprochen, wird »auf einen viel anderen Weg« gen Hof getragen. Wenn man dann in Unterthänigkeit bitte, es mögen die Anzeiger genannt werden, um sie belangen zu können, so erreiche man Nichts. Wiewohl es nun offenkundig ist, daß solche Anzeigen grund- und haltlos seien, bleibe die Ungnade gegen die Landleute (Landstände) aufrecht. So traue Keiner dem Andern mehr, und die Verbitterung im Lande werde allgemein." (S. 237). — Wohl hatten Fürst und Stände bisher manchen Strauß in Sachen der Religion ausgefochten, aber man fand sich schließlich doch immer wieder zusammen im Bewußtsein angestammter Zusammengehörigkeit. Wie gutherzig klingt es noch in der Dank-Adresse der Stände auf die Bewilligung Karls von 1578: Sie danken es nächst Gott ihm, daß er die Sache zu einem guten Ende geführt habe, und bitten demütig um Verzeihung, wenn sie durch ihr langes Replizieren ihm „zuwider" gewesen. Sie wollen sich dann auch in ihren Bewilligungen dermaßen erweisen, daß die Fürstliche Durchlaucht (der Erzherzog) ihren guten Willen und ihre Neigung erkennen solle. Jetzt aber kommen fremde Eindringlinge und nisten sich immer mehr ein im Herzen des Landesfürsten und entfremden ihm seine eignen Unterthanen. Und als ob man an den Jesuiten noch nicht genug gehabt, so stellt als weiterer Störenfried seit 1579 sich ein päpstlicher Nuntius in Graz ein, über den sich die Stände auch nicht gerade sehr schmeichelhaft äußern.

Die obigen Aeußerungen über die Jesuiten sind uns aber noch aus einem andern Grunde wertvoll. Man hält uns ultramontanerseits oft vor, wir gingen heutzutage nicht mehr unbefangen an die Beurteilung der Jesuiten heran. Als ob diese nicht ihre ganz bestimmt ausgeprägte, jahrhundertelange geschichtliche Vergangenheit hätten! Niemand kann uns doch die Naivetät zutrauen, sie jetzt noch etwa wie neugeborene Kindlein zu betrachten, deren Eigenart sich erst allmählich herausstellen müßte. Wohlan, will man aber sehen, welchen Eindruck sie gleich nach ihrem Erscheinen auf unbefangene biedere Leute gemacht haben, so brauchen wir nur z. B. auf das Urteil der steirischen Stände zu verweisen.

Aber noch auf einem andern Punkte machte sich das Auftreten der Jesuiten bald unliebsam bemerkbar. Das war die fanatisierende Art ihrer Jugend-Erziehung. Und auf diese hatten sie es ja besonders abgesehen. Hoepel

Die Lage der Eingebornen im Oranjefreistaat und die evangelische Mission unter ihnen

1

Dem Leser ists vielleicht auffällig gewesen, daß in unserm Artikel über deutsche Missionsarbeit in Transvaal (Nr. 3 und 4) mit keinem Worte des Oranje-Freistaates gedacht ist als eines Gebietes, in dem ebenfalls die evangelische Mission

durch den unglückseligen südafrikanischen Krieg geschädigt werden möchte. Doch ist dies mit vollem Bedacht geschehen. Denn in der That liegt dort die Gefahr, daß die Eingeborenen irgendwie in den Kampf hineingezogen werden, oder gar gegen die Buren sich erheben, viel weniger nahe als in Transvaal, Natal oder Britisch-Kaffernland.

In keinem anderen Gebiete Südafrikas nämlich, mit Ausnahme etwa der Kapkolonie im engeren Sinne, ist der Zustand der Eingeborenen so erträglich, und infolgedessen so wenig Gegensatz zwischen dem eingeborenen und dem eingewanderten Teile der Bevölkerung, wie im Oranje-Freistaat. Denn schon seit längerer Zeit haben dort die Buren eine verhältnismäßig sehr wohlwollende Stellung zu den Eingeborenen eingenommen. Zumal die Regierung nimmt sich ihrer in fast väterlicher Weise an, hält sie zwar in strenger Zucht und Ordnung, drückt sie aber nicht, sondern vertritt ihr Recht gelegentlich sogar gegen ungerechtfertigte Ansprüche einzelner weißer Ansiedler. Auch wird von ihr das Plakkergesetz (s. Nr. 3, Sp. 64) sehr milde gehandhabt.

Andrerseits ist von Stammeszusammenhang unter den Eingeborenen kaum noch Etwas vorhanden. Dazu sind die einzelnen Betschuanenstämme vielzusehr untereinandergemischt und mit Resten von Hottentotten (Koranna), versprengten Teilen kaffrischer Stämme, besonders Xosas und Zulus, und mit Bastards der verschiedensten Abstammung versetzt.

Ein Band zwischen den Weißen und den Eingeborenen im Oranje-Freistaat bildet auch die holländisch-reformierte Kirche, unter deren Gliedern christliches Leben in sichtbarem Aufblühen ist. Denn sie, der die überwiegende Mehrzahl der Buren angehört, nimmt sich zugleich der Eingeborenen treulich an und versorgt sie im Anschluß an ihre Gemeinden kirchlich und missionarisch. Fast mit jeder Burengemeinde ist da auch eine farbige Gemeinde verbunden, die von dem weißen Geistlichen mitversorgt oder unter dessen Oberaufsicht von einem Nationalhelfer bedient wird. Auch hat diese Kirche im Jahre 1889 durch freundliche Uebereinkunft die Fortführung der von der Pariser Mission begonnenen Arbeit auf den Stationen Bethulie und Smithfield im Süden und Mabolela im Osten des Landes übernommen. Wie hoch die Zahl der in ihrer Pflege stehenden christlichen Eingeborenen ist, läßt sich leider nicht feststellen, da statistische Angaben darüber fehlen.

Neben dieser dankenswerten Missionsthätigkeit der einheimischen Kirche bleibt wenig Raum für das Wirken auswärtiger Missionare, soweit diese nicht auf fremdem Felde pflügen und ernten wollen.

Indessen waren im Gebiete des Oranje-Freistaates schon zwei Missionsgesellschaften an der Arbeit, als die Besiedelung durch die Buren noch in ihren Anfängen stand, und die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse daselbst noch gar nicht geordnet und befestigt waren.

Als die ersten Verkündiger des Evangeliums in jenen Gegenden zwischen dem Oranje- und Vaalfluß hatten sich im Jahre 1833 Missionare der südafrikanischen Konferenz der Wesleyaner mit einem von Nordwesten her einwandernden Stamm der Barolong in Thaba-Ntschu, etwa eine Tagereise östlich von der heutigen Landeshauptstadt Bloemfontein, niedergelassen. Bald blühte rings um die Mutterstation ein reicher Kranz von Stationen und Außenplätzen auf. Aber seis, daß die Grundlegung des Werkes nicht solide genug war, wie es daran gerade die Wesleyaner öfters fehlen lassen, seis, daß die vermehrte Einwanderung weißer Ansiedler es verursachte: in den fünfziger und sechziger Jahren erlitt dieses Missionsunternehmen einen bedauerlichen Rückgang. Die gesammelten Gemeinden zerstreuten sich, und Thaba-Ntschu blieb allein übrig. Dafür sind neuerdings in anderen Gegenden des Landes, in Kroonstadt, Bloemfontein, Fauresmith, Mittebergen u. a., wohl meist im Anschluß an weiße wesleyanische Gemeinden, Sammelpunkte getaufter Eingeborner und Missionsstationen entstanden. Im Ganzen sind es jetzt zehn Punkte im Oranje-Freistaat, an denen diese Missionsgesellschaft arbeitet und ungefähr 15000 sogenannte „Anhänger" gesammelt hat. Die größte Station ist noch immer Thaba-Ntschu mit über 2000 Anhängern.

Ein Jahr später als die Wesleyaner kamen die ersten Sendboten der Berliner Missionsgesellschaft, Gebel, Franz Lange und Kraut, in das Land nördlich vom Oranjefluß. Sie hatten den Auftrag erhalten, sich womöglich unter den Betschuanen niederzulassen, zogen es aber wegen damals gerade unter diesen herrschender kriegerischer Unruhen vor, bei dem Korannahäuptling Adam Kok zu bleiben, der mit seinem Stamme weite Jagd- und Weidegründe zwischen dem Oranje- und Modderfluß innehatte. Er schenkte den Missionaren ein günstig gelegenes Stück Landes am oberen Laufe des Rietflusses, wo sie die Station Bethanien anlegten.

Leider brachen sehr bald unter den drei Missionaren ärgerliche Zwistigkeiten aus, die zuletzt zu ihrer Entlassung aus dem Dienste der Missionsgesellschaft führten. Den weiteren Ausbau der verwaisten Station leitete der neuausgesandte Missionar Wuras, dem es vergönnt war, hier 47 Jahre lang, bis 1884, zu wirken und je länger je mehr ein erfreuliches Aufblühen der Gemeinde zu erleben. Freilich anfangs ging es durch viel Schwierigkeiten hindurch, die vor allem das unstete Naturell der Koranna verursachte. Dieses Jäger- und Hirtenvolk konnte sich wie alle Hottentotten durchaus nicht an ruhige Seßhaftigkeit gewöhnen. Dazu waren diese Leute träge und leichtsinnig, sodaß sie immermehr verarmten. Nach und nach zogen sie fast alle weg, und statt ihrer siedelten sich auf dem Stationslande immer mehr Betschuanen an. Dies aber trug dann gerade zum Aufblühen der Station bei, da die Betschuanen sich für die Predigt des Evangeliums viel empfänglicher zeigten als die schnell begeisterten, aber nicht aushaltenden Koranna. Ein Uebelstand war es dabei nur, daß infolge der starken Mischung der Bevölkerung in drei Sprachen: Korannisch, Betschuanisch und Holländisch, unterrichtet und gepredigt werden mußte. Diese Mehrsprachigkeit der Gemeinden ist für die Missionsarbeit im Oranje-Freistaat überhaupt charakteristisch. — Auch verschiedene Angriffe auf den Landbesitz der Station teils vonseiten benachbarter Buren, teils vonseiten eines tief heruntergekommnen und von der Station weggezogenen Korannahäuptlings galt es abzuwehren; einige Stücke des Stationslandes gingen in der That dabei verloren. Doch steht gerade Bethanien jetzt auch wirtschaftlich in hoher Blüte; dank ausgedehnten Bewässerungsanlagen giebt das an die Gemeindeglieder verpachtete Land meist gute Ernten, sodaß aus dem Ertrag der Ländereien und den Abgaben der Gemeindeglieder nicht nur alle Stationsausgaben gedeckt werden, sondern auch noch ansehnliche Summen (1889 z. B. 2000 Mk.) an die Missionskasse abgeführt werden können. Dabei ist das kirchliche und christliche Leben der jetzt 1550 Glieder zählenden Gemeinde in gutem Zustande — betrug doch die Zahl der Kommunikanten im letzten Berichtsjahre 1851. Und finden auf der Station selbst auch nur noch wenig Heidentaufen statt, so wird doch auf fünfzehn Außenplätzen erfolgreiche Missionsarbeit getrieben. Tüchtige Nationalhelfer, unter denen einer namens Simon Zeekoe besonders hervorragt, stehen dabei den Missionaren zur Seite. Sie helfen vor allem in der Schule, die von 283 farbigen Kindern besucht wird, und deren Leistungen von dem staatlichen Schulinspektor das Prädikat „gut" erhalten haben. Neben ihr besteht in Bethanien noch ein Erziehungsinstitut für Missionarskinder.

An diese erste Station der Berliner Missionsgesellschaft im Oranje-Freistaat haben sich im Laufe der Jahre noch sieben andere angeschlossen, von denen allerdings vier nicht mehr im Freistaate, sondern auf englischem Gebiete in Griqualand-West liegen, aber mit den anderen zum Ephoralkreis Oranje-Freistaat vereinigt sind.

Als im Jahre 1869 unter großer Beteiligung auch von weißen Ansiedlern die neue große, von roten Backsteinen erbaute Kirche in Bethanien eingeweiht wurde, waren davon eine Anzahl evangelischer Deutscher des Landes so innerlich angefaßt worden, daß sie zusammentraten und in der Landeshauptstadt Bloemfontein eine deutsch-lutherische Gemeinde gründeten, die nach Erbauung einer eigenen Kirche im Jahre 1875 einen Berliner Missionar zu ihrem Pastor erwählte. Die Missionsgesellschaft gestattete diesem die Uebernahme des Amtes unter der Bedingung, daß er auch in seinem neuen Wirkungskreise sich nach Kräften der Missionsarbeit annähme. So ist auch dort bald neben der weißen Gemeinde eine farbige entstanden, die jetzt 599 Seelen zählt.

Vorher schon war es zu einer anderen Stationsgründung gekommen. Der treueste Gehilfe beim äußeren und inneren Ausbau der Gemeinde in Bethanien war viele Jahre hindurch ein Mann namens Adam Oppermann gewesen, der wohl eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Missions- und Kulturgeschichte Südafrikas ist. Von ihm in nächster Nummer noch ein Wort.

Johannes Thieme

Die schwarz-weißen Schnüre

In dem neuesten, ohne amtliche Umschweife abgefaßten Gutachten des preußischen Kultusministeriums über Mädchenbildung (siehe Chr. W. 1899 Spalte 970) wird von der Einjährigenprüfung in den Schulen gesagt: „Damit auch der Rest der jungen Leute, d. h. diejenigen, welche ins bürgerliche Leben übertreten wollen, ein bestimmtes Wissensziel haben, ist die Prüfung für den einjährigen Militärdienst eingerichtet." Zugleich wird mit überaus erfreulicher Offenheit ausgesprochen, wie „den höheren Lehranstalten für die männliche Jugend ihre Arbeit dadurch erschwert und gestört ist, daß sie bestimmte Lehrziele erreichen müssen," und wie „dadurch die Erziehungsaufgabe der Schule hinter ihre Lehraufgabe zurückgestellt ist."

Auch die Konferenz der Schulmänner von 1890 war von der Ueberzeugung erfüllt, daß mit dem Einjährigeninstitut ein schwerer Uebelstand für die Schule verbunden sei; aber man meinte, wir müßten die Lasten tragen, die zur Erhaltung der deutschen Wehrkraft nötig seien. Nur der konservative Abgeordnete Dr. Kropatscheck, Hauptmann der Landwehr und früherer Gymnasiallehrer, erklärte, er könne den Einjährigendienst, wie er jetzt geworden sei, weder für die Schule noch für die Militärverwaltung für einen Segen halten, auch große soziale Bedenken habe er dagegen; der große und wichtige Zweck des Einjährigendienstes, die Ausbildung von Reserveoffizieren, könne ebenso gut erreicht werden, wenn etwa nach einem halben Dienstjahr es den Militärkommandos überlassen bliebe zu entscheiden, wer sich zur Beförderung eignet, und ihnen die Befugnis erteilt würde, diese jungen Leute nach einem Jahre zu entlassen. Im österreichischen Heere ist man schon halbwegs bei dieser Methode, indem die Einjährigen, welche sich die Offiziersqualifikation nicht erwerben, erst nach zweijähriger Dienstzeit zur Entlassung kommen. Beschritten wir den von Kropatscheck erwähnten Weg, so würden wir getrost das Urteil über die militärisch-männliche Tüchtigkeit des künftigen Reserveoffiziers in die Hände unsers deutschen Offizierkorps legen können; an die Stelle eines ein- oder mehrtägigen Examens bei geschlossenen Thüren würde die mehrmonatliche Bewährung der Betreffenden im gemeinsamen Dienste treten und ein andauerndes Fortbildungsstreben zu geistiger und körperlicher Vervollkommnung bei jedem, der Ehre im Leibe hat, geweckt werden.

Wir stehen vor einer Lebensfrage der deutschen Schule und der deutschen Bildung.

Der ersterwähnte Satz aus dem ministeriellen Gutachten mag zunächst sachlich unzutreffend erscheinen. Denn es ist Jedermann bekannt, daß die Sache nicht der Bildung halber, sondern aus militärischer Rücksicht geschaffen ist. 1813/14, bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wurde den bisher vom Dienst befreiten jungen Leuten von Bildung der einjährige Dienst mit der Aussicht auf Beförderung gestattet. Damals handelte es sich also um ein großes Opfer dieser Kreise, das in idealer Gesinnung gebracht wurde. Leider lebt dieser Sinn der freiwilligen Jägerdetachements heute nicht mehr. Es ist ein Krämergeist eingerissen, der neben der Verkürzung der Dienstzeit auf wohlfeiles Fortkommen im bürgerlichen Berufe rechnet und dazu die Schule mißbraucht. Daß die militärische

Ausbildung wenig Vorteil aus den heutigen Schulprüfungen zieht, liegt zu Tage.*)

Um so mehr kann man es verstehen und, so unrichtig es ist, innerlich berechtigt finden, wenn das ministerielle Gutachten von Alledem absieht und der Einrichtung der Einjährigenprüfung die Absicht unterlegt, für eine Menge junger Leute ein bestimmtes Wissensziel zu stecken. Daß dies fühlbare Mängel im Gefolge habe, wird dabei betont; ob jedoch das Wissensziel als solches für das Gutachten als eine heilsame Einrichtung besteht, wird nicht ganz klar. Gesetzt, es erkenne an, was gemeinhin behauptet wird, daß die Einjährigenprüfung als Mittel zu gesteigerter Volksbildung zu betrachten sei, so erhebt sich die Frage: ist sie das wirklich oder ist sie das vielmehr nicht? Das die Frage, die einem auf der Seele brennen sollte.

Zuzugeben ist der äußerliche Erfolg. Es wurde wirklich dadurch für die meisten Knaben ein Schulzwang von neun Jahren (statt des achtjährigen), zudem auch der Besuch einer kostspieligeren, sogenannten höheren Schule mit zwei fremden Sprachen erreicht.

Auch für die Anderen, die nicht in einer solchen „berechtigten" Schule gewesen sind, ist eine der Abschlußprüfung entsprechende Norm aufgestellt, nämlich durch das Prüfungsreglement in der Wehrordnung. Es dient wie alle Prüfungsreglements bei einseitiger, also unverständiger Handhabung allerdings dazu, selbst brauchbare junge Leute zurückzuweisen; aber oft bestehen unglaublich fragwürdige Subjekte die Prüfung, und genau besehen schraubt es die Forderungen keineswegs hoch, bleibt sogar in gewissen Punkten weit unter dem, was man erwarten sollte. Jedenfalls hat Niemand deswegen, weil er ihm genügt hat oder eine neunklassige Schule absolvierte, einen Anspruch darauf, gebildet zu heißen.

Ferner ist fraglich, ob nicht auch ohne ein solches Wissensziel, das nebenbei dem Prüfling die Meinung erweckt, jetzt „fertig" zu sein, im heutigen Kampf ums Dasein vielleicht ebensoviel oder mehr gearbeitet und gelernt würde. Man erwidert vielleicht: zum Zwecke des Broterwerbs wohl, aber nicht an Allgemeinbildung, und auf diese muß es dem Volksfreund ankommen. Wir könnten demgegenüber versucht sein, Urteile von Offizieren vorzuführen oder unsre persönlichen Beobachtungen aus zwei Jahrzehnten, ob jene Prüflinge sich im bunten Rock bewähren, ob sie in Anstelligkeit und Klarheit des Blicks, in Ausdrucksweise und Benehmen, in Strebsamkeit und Weite der Interessen die berechtigtsten Erwartungen erfüllen. Aber wir wollen auf dem Boden der Schule bleiben und die vom ministeriellen Gutachten freimütig angedeuteten Mängel des gegebenen Bildungsweges allgemeiner Beherzigung empfehlen.

Nicht das Wissensquantum macht Bildung. Den Ruf nach gesteigerter Bildung sollte der andere nach tieferer, d. i. vertiefter Bildung übertönen. Wenn jenen gegenwärtig selbst die Volksschulmänner, die besonderen Jünger Pestalozzis, auch für die Volksschule weitergeben, so entspricht er jedenfalls nicht der Gesinnung Pestalozzis selbst, dem es auf eine den Menschengeist kräftigende elementare Bildung — für alle Stände — ankam; über Elementarunterricht zur Förderung der Anschauungskraft, der Sprachkraft und der Denkkraft verbreitet sich bekanntlich sein „Schwanengesang." Wesentliches vom Unwesentlichen scheiden können, frei d. i. selbständig über dem Stoffe stehn, eindringendes Verständnis haben: das heißt Bildung. Vertiefung der Bildung in Einfachheit und Einheitlichkeit muß unsre Sorge sein. Und wenn Rückert sagt, mit jeder Sprache wachse uns ein neuer Geist zu, so ist das richtig, beweist aber nichts für die berechtigten Schulen mit zwei Fremdsprachen; denn der Dichterphilosoph schließt die Voraussetzung ein, die dort allermeist nicht zutrifft, daß man nämlich zuerst den Geist der Muttersprache besitzen müsse. Davon soll demnächst in einem besonderen Aufsatz die Rede sein. Fremdsprachliche Routine dagegen können selbst zehnjährige Kinder erhalten, und das „Auswendig"-Lehren von Regeln und Ausnahmen benötigt keiner besonderen pädagogischen Kunst. Aber ein glänzendes Abschlußexamen kann man — nämlich der strebende Unterrichtstechniker — zuwege bringen mit solch eingepauktem Wissensstoff, der, wenn der Berechtigungs- und Bildungs-Schein erworben ist, mit Wonnegefühl wieder abgestoßen (Emil Frommel gebrauchte einen kräftigeren Ausdruck) und von dem Schwamm des Alltagsgetriebes verwischt werden darf; er hat ja seinen edlen Zweck erfüllt. Dagegen besitzen nur wenige gottbegnadete Examinatoren die Fähigkeit, einen einigermaßen zureichenden Blick in die Gedankenordnung und Geistesreife des Prüflings zu thun. Insgemein wird eine Allgemeinbildungs-Parade abgehalten, die dem Begriff der Wahrheit Hohn spricht. Was bei allen Examina vorfällt und sehr häßlich ist, übergehen wir, nämlich den Wust von Täuschungsversuchen der Beteiligten unten und oben. Nicht um handgreifliche Täuschung, sondern um die selbsttäuschende Mache handelt es sich hier. Wie beurteilt der unbefangene Leser z. B. das Verfahren eines tüchtigen und anerkannten Lehrers, der im Dezember sechs ausgewählte Tage der französischen Revolution von seinen sechs Prüflingen als Vorträge ausarbeiten ließ und im Februarexamen suum cuique abfragte? Hat man ein Wort herben Tadels dafür, so frage man sich weiter, ob etwa ganz wesentlich verschieden davon das gesamte Prüfungsverfahren sei, nämlich das Wiedervonsichgebenlassen des durch die bisherigen Lehrer eingepfropften Lernstoffes. Denn das ist nun obendrein das Schlimme oder das Schlimmere, daß es den meisten Beteiligten auch unter den Lehrern in den abschließenden, früher besonders genußreichen Schuljahren schon gar nicht mehr auf etwas Anderes ankommt und ankommen darf als auf den abfragbaren Paradestoff. Träte wirklich Interesse an weiterer Ausbildung nebenher zutage, so könnte man allenfalls getröstet zur Ruhe gehen und sagen: es ist redlich an Menschenbildung gearbeitet, und nun ist einmal vergnügte Parade gewesen. Aber so liegt es nicht.

Minderbegabte oder durch besondere Umstände behinderte Schüler werden vor der Entscheidung abgestoßen, also die ideale Aufgabe des Pädagogen vergessen, daß er dies schwer unterzubringende und doch gewiß fürs Leben und fürs Vaterland zinstragende Wertmetall auszuprägen verpflichtet ist. Im besten (oder schlimmeren) Falle werden sie durch erschlaffende und kostspielige Nachhilfe, durch wunderliche Handhabung der Versetzungen und dergleichen Mittel mitgezogen und notdürftig zugestutzt. So sinkt die schöne deutsche Schule zur Berechtigungspresse herab, während man doch, Gott Lob! noch ein Achselzucken hat, wenn von Pressen die Rede ist. Dagegen ist nicht bloß der freien Arbeit der deutschen Privatschulen, wohin in diesem Fall die „berechtigten" sich nicht mehr rechnen dürfen, die Existenz erschwert, ja unmöglich gemacht, während ihre pädagogische Aufgabe in der Gegenwart so groß ist und weitblickende Volksfreunde längst nach ihrer Hilfe ausschauen. Aber auch den öffentlichen Mittelschulen (mit einer Fremdsprache) ist der rechte Boden entzogen, weil sie nicht die Schnüre verschaffen. Ihre Rektoren klagen, daß sie immer mehr in Verlegenheit kommen, während doch auch ihre Arbeit eine wesentliche Förderung des Gemeinwohls erzielen könnte. Denn sollten nicht auch von diesen Schulen die Worte gelten dürfen, die das ministerielle Gutachten von der Volksschule gebraucht: nur sie vermöge voll die gottverliehenen Gaben des Kindes zu entwickeln, und darin, daß sie es könne und dürfe, ohne irgendwelche andere Rücksichten zu nehmen, liege ihre „Kraft"?

Zu den übrigen, sehr scharfen Aeußerungen jenes Gutachtens, die ich hier nicht wiederhole, ließe sich in langer Ausführung die Klage gesellen, daß Arbeitslust, Treue im Kleinen, Wertschätzung der sogenannten Elementarfächer, Erziehung zu

*) So erklärte denn auch im Dezember v. J. (als obiger Aufsatz bereits der Schriftleitung d. Bl. vorlag) der bayerische Kriegsminister Freiherr v. Asch in der Abgeordnetenkammer: „Die Militärverwaltung hat an diesem Institut absolut kein Interesse. Von Seite der Militärverwaltung wäre es in hohem Grade wünschenswert, wenn dieses Institut nicht bestehen würde. Wenn es überhaupt besteht, dann ist es nur eine Rücksicht auf die sozialen Verhältnisse." Das war die offizielle Erwiderung auf längere treffliche Ausführungen des bayerischen Schulmannes Abg. Dr. Andreä, denen ich eine möglichst weite Verbreitung und die eingehendste Würdigung im ganzen Vaterlande wünsche.

Ordnung und Sauberkeit, Anstelligkeit, kameradschaftlicher Sinn, und was es sonst an kleinen und großen Gütern des Gemeinschaftslebens giebt, durch die Berechtigungstreiberei ganz bedenklich ins Wanken gerät. Was die Hauptsache ist, die Liebe zu allen wahren Werten vergeht vor dem eingebildeten Wert des „Scheines“; über alle, auch die edelsten Stoffe zieht sich der Schleim unedler, nämlich berechnender Gesinnung und mit ihr die noble Narrheit, die ohne die schwarz=weißen Schnüre kein anständig gebildetes, glückliches Leben zu finden wähnt. Eine „höhere“ Schule, die den Mut hat, die Berechtigung nicht zu erstreben, wird über die Achsel angesehen und selbst von berufenen Pädagogen ohne weiteres in jene Gesellschaft gestellt, wo „Etwas faul sein müsse,“ und die kleinsten Kommunen setzen zum eigenen Schaden alle Hebel ins Werk, um für sich die Ehre einer eigenen berechtigten Schule zu schaffen. „Was wird mir dafür?“ ist die Frage, die man offiziell fortgesetzt den Eltern auf die Lippen legt, wenn sie ihr Liebstes ins Leben, d. h. in die Schule einzuführen im Begriff sind, und die natürliche Selbstsucht oder Bequemlichkeit stimmt in diesen garstigen Ton ein. Für zwecklos gilt, was jenem Zweck nicht dient, und schon schreiben selbst Schulreformleute, die das Einjährigenwesen, diesen wundesten Punkt unsers Bildungslebens, nicht offen zu besprechen für gut befunden haben, ihrerseits Bücher darüber, daß philosophische Bildung, einst unser Stolz und der Hort unsrer Freiheit, vom Uebel sei. Es ist die Gesinnung jenes Millionärs, der kalt und klug erklärte, daß ein gewisser Grad höherer Bildung unverträglich sei mit raschem Gelderwerb. Berechnung und gesellschaftliche Konvenienz überall; in der Schule, dem Garten der Liebe, wuchert das Unkraut „Vorteil“ und wird noch gepflegt. Man lese nach, was vor zwanzig Jahren Paul de Lagarde in seinem „Bericht über die Lage des deutschen Reiches“ gesagt hat, wie nach seiner Ueberzeugung Preußen alle seine Verdienste um Deutschland wettgemacht habe durch die Schulprüfung zum Militärdienst. Als mit dem Norddeutschen Bund diese Institution überall bei uns ihren Einzug hielt, klagte ein anderer längst heimgegangener edler Pädagog, daß nun der letzte Rest von Idealismus aus unserm schönen Schulwesen zu Grabe getragen werde, und die Entwicklung der Thatsachen hat seine Prophezeiung bestätigt. Wir sind nicht mehr weit von dem Standpunkt, den die heutigen Griechen, Homers Nachfolger, platt und plan bekennen, wenn sie sagen: ὅλοι οἱ ποιηταὶ βλάκες d. i. alle Dichter sind Schafsköpfe.

Und damit richten wir noch für einen Augenblick unsere Gedanken aus der Schule hinaus ins praktische Leben. Die unselige Jagd nach den Schnüren leitet viel gutes Blut, das dem Mittelstande und damit der Gesundung der Gesamtheit dienen sollte, in falsche Kanäle, und wir beobachten jene bedenkliche „Flucht nach oben,“ wie es der Berichterstatter der Berliner Konferenz genannt hat. Ist ja doch der Berechtigungsschein die notwendige Legitimation auch für manche bürgerliche Berufsart, besonders für die untere Beamtenlaufbahn und leider auch für viele kaufmännische Geschäfte. Man muß ihn haben. Aber man kann ihn nur haben auf Grund — eines Geldbeutels. Allermeist muß man eine berechtigte Schule durchmachen; dann hat man wenigstens auch Aussicht, schon mit fünfzehn Jahren oder gar früher in seinen Besitz zu kommen. Ist man dagegen auf die sogenannte öffentliche Prüfung angewiesen, da man seine Bildung anderweitig bezog oder aus Geldmangel beziehen mußte, so darf man nicht vor dem vollendeten siebzehnten Jahre die Prüfung bestehen. Das „Wissensziel,“ das die Welt als bildungsfördernd preist und vielleicht auch der Verfasser des Gutachtens als solches anerkennt, darf der Arme nicht früher erreichen oder seine Erreichung nachweisen. Außerdem aber muß er behufs Darlegung dieser im Interesse des Volkswohls geforderten und andrerseits für den Einzelnen praktisch wichtigen Qualifikation etwas Anderes zuvörderst nachweisen und zwar unter polizeilicher oder notarieller Beglaubigung nachweisen, was jene Anstaltsschüler nicht nötig haben: nämlich, daß ihm das erforderliche Geld zur Verfügung steht. Ist man aber vollends in die Zwanziger gelangt, nachdem man vielleicht als braver Volksschüler manche Entbehrung durchgemacht hat und durch treue Fortbildung und Diensteifer etwa ein brauchbarer und gern gesehener Bureaugehülfe oder dergleichen geworden ist: dann ade Fortkommen! Man kann nicht Gerichtsschreiber werden, weil man den „Schein“ nicht hat, ihn auch nicht mehr erwerben kann, und es dürfte nicht viel Gerichtspräsidenten geben, die dann im Interesse des tüchtigen Bewerbers eine gewissenhafte Prüfung seitens eines simplen Privatschulmeisters für vollgiltig anzusehen wagten, wie es wohl einmal einer gethan hat. Warum hatte der junge Mann nicht rechtzeitig „Bildung“ und — Geld?

Es ist ein Menschenalter verflossen seit Gründung des Norddeutschen Bundes. Die Frage wird brennender, und freiwillige Umkehr thäte not, ehe der Schaden klafft. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und der Schule, was der Schule zukommt!

Ludwig Bornemann

Unsere Konfirmationsdenkscheine

So oft ich mein Gesangbuch benutze, fällt mir mein Konfirmationsschein in die Augen. Welch ein bescheidnes Blättlein, das dahinten eingeklebt ist! Dünnes Papier mit Golddruckumrahmung im Stile der sechziger Jahre; vorgedruckt nur: geb. den . . . . konfirmiert den . . ., alles Uebrige geschrieben von der Hand meines Seelsorgers. Und um die Zeit der letzten Konfirmation sind mir Probeexemplare von Konfirmationsdenkscheinen zugesandt worden in „reichster künstlerischer Ausstattung,“ der größte davon im Verhältnis von 40 : 50 Centimetern!

Das ist ein gewaltiger Unterschied schon im Maße: der eine ist bestimmt für das Gesangbuch, das neben dem Neuen Testament doch der stete Begleiter auf dem Wege evangelischer Christen in Jugend und Alter ist; die andern sind für das Einrahmen und Aufhängen an den Wänden bestimmt. Dies giebt von vornherein einen ganz verschiednen Maßstab der Beurteilung. So viel ich weiß, ist es blos in Württemberg und teilweise in Bayern Sitte, die Größe der Konfirmationsscheine auf das Gesangbuch zu berechnen unter der Voraussetzung, daß jeder Konfirmierte sich den Schein in sein Gesangbuch einklebt. Und ich glaube, es ist die bessere Sitte, weil der Konfirmationsschein so den jungen Christen in der Wanderungszeit seines Lebens überallhin begleiten und ihm Führer und Warner sein kann.

Andrerseits hat die Sitte, die Scheine einzurahmen und aufzuhängen, auch ihre Vorteile. Ich habe schon Häuser mit zahlreichen Kindern getroffen, wo der einzige Schmuck der Wände ein halb Dutzend Konfirmationsscheine war. Ich habe über Krankenbetten von Jungen und Alten sie hängen sehen, und oft, wo ich keinen Anknüpfungspunkt wußte, hier ein ebenso menschlich wie christlich natürliches Anknüpfungsmittel gefunden. Denn die Konfirmation ist, auch wo das besonders Christliche seinerzeit entweder nicht zum Bewußtsein gekommen oder wieder vergessen worden ist, ein soziales Ereignis im Leben des evangelischen Christen, das nach Jahrzehnten wieder leicht lebendig wird. Und, um das beiläufig zu sagen, so wenig ich mich für die als Mysterium oder als kirchliche Mündigkeitserklärung betrachtete Konfirmation begeistern kann: schon wegen ihres sozial ausgleichend wirkenden Charakters möchte ich nicht an ihr gerüttelt haben. Nicht blos auf dem Lande besteht eine ganz eigenartige Gemeinschaft der mit einander Konfirmierten für das ganze Leben — da sind ja die sozialen Verhältnisse so ziemlich gleich, abgesehen von Reich und Arm, sondern auch für die Stadt bedeutet es Etwas, wenn Minister- wie Handwerker- und Arbeitersöhne, wenn die Angehörigen der verschiedensten Bildungsanstalten mit einander den Konfirmationsunterricht besuchen und im Konfirmationsunterricht wie am Konfirmationstage selbst ohne jeden Standesunterschied unter einander nach dem Alphabet oder dem Geburtstage sitzen. Doch das nebenbei!

Die an den Wänden aufgehängten Scheine glaube ich auch nach der Richtung schätzen zu dürfen, daß sie der aus der Ferne ins Elternhaus zurückkehrenden Jugend ins Auge fallen und an Herz und Gewissen sprechen und den Eltern Veran=

lassung geben können, an Herz und Gewissen der Söhne und Töchter zu kommen. Auch sonst noch wird sich Etliches für diese Sitte sagen lassen.

Es sind also zwei vollständig getrennte Gebiete, und die Anforderungen an die eine und die andere Art werden ganz verschieden sein. Ich rede hier gar nicht vom Inhalt des Scheines. Auch diese wichtige Frage löst sich bei dem kleinen Gesangbuchschein von selbst, weil auf ihm außer der Umrahmung überhaupt Nichts Platz hat als die Formalien, der Denkspruch und der Liedervers. Bei den großen scheinen die Herausgeber, Zeichner und Pfarrer, oft in Verlegenheit, wie sie das Blatt mit Bildern und Text füllen wollen: die einen haben zu viel Zeichnerei, die andern, ich habe eine ganz bestimmte Serie im Auge, haben neben den Formalien eine oft große Schriftstelle, drei bis vier Verse eines Liedes und noch sechs bis zehn Zeilen in Prosa! Natürlich Alles eben wegen der Fülle verhältnismäßig klein gedruckt — und das soll an die Wand! Was den Inhalt betrifft, so möchte ich zur Beachtung der Herausgeber nur soviel sagen: die Auswahl muß eine möglichst große sein, weil es nicht dem Zwecke der Scheine entspricht, bei einer Konfirmation denselben Schein zwei oder drei Konfirmanden zu geben, und man ebenso wenig Scheine mit verschiedner Ausstattung, wieder schon aus sozialen Gründen, für ein und dieselbe Konfirmandenschar benützen kann. Soll der Denkspruch seinem Zweck entsprechen, so muß er bis zu einem gewissen Grade individuell sein. Daß der Pfarrer nicht taktlos induvidualisiert, dafür sorgen schon die doch auf allen Scheinen mehr allgemein christlich oder allgemein evangelisch ausgewählten Schriftstellen und Verse. In einer württembergischen Sammlung ist mit vollem Recht eine Serie „für besondre Fälle“ neben zwei allgemeinen vorhanden. Diese müßte freilich noch reichhaltiger sein, damit Mißgriffe vermieden werden, wie sie daraus entspringen, daß man eben nur zwanzig oder dreißig solche Scheine zur Verfügung hat. Die Eintragung des ganzen Inhalts durch die Hand des Seelsorgers wäre ja das Richtigste; aber ich weiß, welche Schwierigkeiten dem in größern Gemeinden entgegenstehn.

Soviel vom Inhalt. Hier liegt mir daran, Etwas zu sagen über die Ausstattung der für den Wandschmuck bestimmten Scheine. Und da wird nun gegen das Gesetz, daß jedes einem Künstler oder dem Kunsthandwerk entsprungne Ding dem Zweck entsprechen muß, zu dem es bestimmt ist, geradezu planmäßig gesündigt. Was zur Betrachtung auf dem Schreibtisch und bei voller Beleuchtung geeignet ist, ist nicht auch passend als Wandschmuck. Ein Konfirmationsschein, der bestimmt ist, an der Wand zu hängen, muß an der Wand wirken, d. h. man muß auch bei ungünstigem Lichte sehen können, was darauf bildlich und durch Schrift hergestellt ist. Unsers Erachtens ist hierfür ein kräftiger Holzschnitt das Geeignetste, geeigneter als die farbigen Steindrucke, die jetzt Mode sind. Doch können auch diese, wie unten an einem Beispiel gezeigt werden soll, verwendet werden; und wenn man Farbe will, so dient hier der farbige Holzschnitt ausgezeichnet. Es darf ferner nicht zu viel auf dem Scheine sein, und was darauf ist: der Text des Denkspruchs, die Hauptsache, und die Bilder und Symbole müssen groß genug sein, um von einiger Entfernung gelesen und erkannt zu werden. Auf einem vielgebrauchten Schein in farbiger Ausführung finden sich nicht weniger als neun Sprüche in der gotischen Umrahmung mit Aehre, Weinstock und Passionsblume in zierlicher Ausführung, der Druck ist klein bis sehr klein; dazu vier symbolische Darstellungen (2 : 2 und 4 : 4 Centimeter!), ein Abendmahl 6 : 5, zwei Christusgestalten 3 : 8 Centimeter. An diesem Mangel des zu Vielen und zu Kleinen leiden die meisten auch der neuesten in den Handel gebrachten Denksprüche. Einer, im vorigen Jahre erschienen und hoch angepriesen, hat die Geschmacklosigkeit begangen, die Konfirmation selber darzustellen, das Bild aber dieses Jahr durch den auferstandenen Christus ersetzt. Was überhaupt an süßlichem Engelzeug geleistet wird, überschreitet allen Geschmack, und über die Christusgesichter könnte man eine ganze Abhandlung schreiben.

Am meisten schienen mir zwei im vorigen Jahr neu erschienene Scheine den Anforderungen zu entsprechen: beide enthalten nur Christusgestalten mit Umrahmung und der eine den Denkspruch groß genug. Ich habe mich doch nicht entschließen können, einen von ihnen zu wählen. Der eine mit den großgedruckten Denksprüchen zeigt in der Mitte in einer geöffneten gotischen Thüre Christus, wie er mit ziemlich theatralischer Gebärde einlädt, dem schmalen Weg und dornigen Pfad zu folgen, der zu einem strahlenden Kreuze führt. Der Denkspruch steht geschmackloserweise auf den geöffneten Flügeln der Thür. Umrahmt ist die Thür von einem Weinstocke. Mit einigen Aenderungen wäre dieser Konfirmationsschein aber doch vielleicht brauchbar; er ist zwei- und mehrfarbig zu haben. Die andern Scheine bestehen aus zwei Serien, von denen die eine Raum genug hat für einen groß gedruckten Denkspruch, während bei der andern dieser Raum dadurch gewonnen werden könnte, daß die Formalien, die sehr groß gedruckt sind („In der hiesigen evangelischen Kirche wurde heute konfirmiert“), klein gedruckt würden; auch die Engel oben herum wären entbehrlich. Christus mit dem Kelch ist hier in der etwas starren, mosaikartigen Auffassung mit strengem Gesicht gegeben, während auf der andern Christus als guter Hirte dargestellt ist, ein Lamm auf den Armen, hinter ihm eine Schafherde. Ich habe mich nach langem Bedenken auch zu diesem Schein nicht entschließen können, zunächst aus rein äußerlichen Gründen, weil jede Serie blos dreißig verschiedne Denksprüche hat, also beide Serien zusammen, auch wenn ich die eine für die Knaben, die andre für die Mädchen bestimmt hätte, doch nicht gereicht hätten. Dann aber auch wegen des Gesichts des guten Hirten: das ist so wenig schön und so wenig intelligent, daß ich wirklich den Spott einzelner Konfirmanden fürchtete. Auch die nachdrängende, enggeschlossene, grasfressende Schafherde mit ihren dummen Köpfen paßte mir nicht. Hier will ich auch gelegentlich anmerken, daß ein altes Kunstgesetz ist: Was der dichtenden Phantasie recht ist, ist nicht auch der malenden billig. Das Bild vom guten Hirten, der das schwache Lämmlein trägt, geht ja noch gut in der malerischen Darstellung; aber schon die Schafherde wird hier bedenklich. Und vielleicht ist auf ein und demselben Bilde Christus als Träger eines Lammes zu sehen und nach dem Johanneischen Ausspruch selber als Lamm! Alle christliche und durch Tradition geheiligte Symbolik in Ehren, aber ein Lamm, das eine Fahne in dem Vorderfuß oder gar im Rücken stecken hat, ein Lamm, aus dessen Brust Blut in ein Becken fließt, ein Lamm, das, wie auf einem Konfirmationsschein zu sehen, auf einem Buch mit sieben, an weißen Streifen herabhängenden Siegeln sitzt — das Alles ist in der Offenbarung Johannis dichterisch möglich, aber nicht malerisch. Es ist dem Ernst des Gegenstandes wohl nicht zu nahe getreten, wenn ich erzähle, daß die kleine dreijährige Schwester einer Konfirmandin das Lamm auf jenem Konfirmationsschein beharrlich für „die Katze, die Klavier spielt,“ erklärte! Ich denke, solche Kindermißverständnde geben auch einen Wink.

Die Konfirmationsdenkscheine sind in den letzten Jahren immer anspruchsvoller und größer geworden, nicht aber schöner und zweckentsprechender. Auch die Größe muß eine Grenze haben. Sind sie zu groß, so scheuen manche Eltern die immerhin dann nicht unbeträchtlichen Kosten des Einrahmens, und der Schein wird auf Nimmerwiedersehen in den Schrank eingeschlossen oder geht zu Grunde. Man sollte über das Maß von etwa 25 : 35 Centimentern nicht hinausgehen, eher darunter bleiben. Die neuste Erscheinung ist ein Denkschein zur Erinnerung an den Abschluß der Kinderlehre,*) der in einzelnen Gemeinden Württembergs feierlich begangen wird. Er ließe sich sehr leicht als Konfirmationsschein einrichten. Der Maßstab scheint mir ungefähr der richtige, 20 : 27, Hochformat; der Schein enthält in den beiden Ausgaben für Knaben und Mädchen je ein Bild, das ein Drittel der obern Schmalseite und ebenso viel von der linken Längsseite einnimmt und in genügend kräftiger und mäßig stilisirter Zeichnung und hübscher

*) Verlag von A. Scheuerlens Sortiment, Th. Cramer, Heilbronn, der gern Probeblätter versenden wird.

Farbengebung Christus und zwei Jünger darstellt, nach Johannes 6, 68 f., und Christus mit Maria und Martha nach Lukas 10, 42. Beide Sprüche stehen unter dem obern Teil des Bildes. Sie können bei Verwendung des Scheines als Konfirmationsschein wegfallen und durch bloße Anführung der Schriftstelle ersetzt werden. Die Scheine schließen unten ab mit einem dornenkranzumwundnen, in Wolken stehenden lichten Kreuze. Unter allen mir vorliegenden Scheinen scheint mir dieser dem Zwecke, den sie haben, am meisten zu entsprechen. An den Gesichtern ließe sich vielleicht noch Einiges verbessern; jedenfalls die fast mundlose Maria. Er ist auch deshalb zu empfehlen, weil er gleicherweise den Ansprüchen des Gebildeten und Ungebildeten genügt und sowohl im ärmlichsten Hause wie im reichsten sein Plätzlein finden kann. Uebrigens sind unter den in frühern Jahren erschienenen einfachern Scheinen manche, die diesem Zweck, vielleicht mit kleinen Aenderungen, ebenfalls entsprechen; unter den in dem letzten Jahre erschienenen weiß ich keinen einzigen wirklich brauchbaren.

Aber mit einem oder zwei brauchbaren Scheinen ist dem Bedürfnis noch lange nicht gedient. Denn gerade da, wo die Sitte herrscht, jeden Konfirmationsschein einrahmen zu lassen und aufzuhängen, empfiehlt sich eine gewisse Abwechslung, damit nicht in kinderreichen Familien die Wände mit einem halben Dutzend ganz gleichen Bildern behängt werden. Ich meine, hier eröffnet sich ein weites Feld für eine wirkliche Volkskunst, deren Wirkung gar nicht zu unterschätzen wäre, und ich habe schon gedacht: wenn unsre heutigen Maler etwas Derartiges nicht können, ob sich nicht unter den Richterschen Bildern etliche finden, die entsprechend vergrößert sich als Konfirmationsscheine verwenden ließen. In der vorhandnen Vergrößerung, in der ich sie vielfach als Hochzeitsgeschenke für Landbewohner verwendet habe, sind sie zu Konfirmationsscheinen zu groß.

Vielleicht geben diese Zeilen den Herausgebern der oben geschilderten, aber mit einer Ausnahme absichtlich nicht mit Verlagsnamen und -Ort bezeichneten Scheine Veranlassung, ihre Blätter einer Durchsicht zu unterziehen. Wo diese einzusetzen hätte, wird nach unseren Ausführungen, insofern sie grundsätzlich gebilligt werden, nicht schwer zu erkennen sein. Hoffentlich erreichen wir wenigstens, daß dieses Jahr nicht mehr so viele unbrauchbare Scheine als „künstlerische Thaten" angepriesen werden, und daß man wieder lernt, sie dem Zwecke anzupassen, dem sie dienen sollen.

Richard Weitbrecht

Der Probekandidat

Der Probekandidat von Max Dreyer ist das Zugstück dieses Winters im Deutschen Theater in Berlin. Die Handlung spielt in einem „norddeutschen Kleinstaat." Sähe man es nicht aus dem ganzen Inhalt, so würde es der Dialekt des Hofmaurermeisters Brokelmann deutlich genug zu verstehen geben, daß Mecklenburg-Schwerin gemeint ist. Dr. phil. Heitmann, Lehrer der Naturwissenschaft, leistet sein Probejahr ab an dem Realgymnasium einer kleinen Stadt dieses Landes, in der Vettern- und Streberwirtschaft an der Tagesordnung sind. Von unbeugsamem Wahrheitssinn, nimmt er auf die kleinlichen Verhältnisse der „strenggläubigen" Stadt in keiner Weise Rücksicht. In der Naturgeschichtsstunde trägt er seine Darwinistischen Anschauungen vor. Natürlich erregt das allgemeinen Anstoß. Der Präpositus Dr. theol. von Korff, die einflußreichste Persönlichkeit im Orte, hört davon, macht den Direktor aufmerksam, daß das Ansehen der altbewährten Anstalt unter solchen Einflüssen leide, und der Direktor sucht Heitmann zum Widerruf zu nötigen, d. h. er soll nur erklären, das, was er vorgetragen habe, seien zwar oft geäußerte, aber gänzlich verkehrte Ansichten, und dann soll er die „christliche" Schöpfungslehre „in ihrer ganzen Folgerichtigkeit" lehren, wie sie auf dem ersten Blatt der Bibel steht —: Schöpfung der Welt in sechs Tagen.

Nach hartem Kampf mit sich selbst willigt Heitmann ein. Von seinem Verhalten in dieser Angelegenheit hängt seine Anstellung ab, und davon wieder das Glück seiner mittellosen Eltern und die Möglichkeit seiner Heirat. In Gegenwart des Präpositus und des Lehrerkollegiums wird eine Probestunde arrangiert, in der die Rehabilitierung des Probekandidaten und des christlichen Glaubens vor sich gehen soll. Mitten in der Rede schwenkt Heitmann jedoch um, behauptet in höchster Erregung die Wahrheit dessen, was er in der vorigen Stunde gesagt habe, und schließt mit einem Appell an den Wahrheitssinn der jungen Leute, die er ermahnt, nie gegen ihre Ueberzeugung zu handeln. Natürlich hat er sich damit den Hals gebrochen. Von der Behörde entlassen, verlassen von der Braut und deren Anhang, bleibt ihm keine andre Aussicht für die Zukunft, als dem Rat seines Freundes gemäß „nach Preußen" zu gehen, in das Land, wo Jeder das verbriefte Recht hat, zu sagen, was er denkt.

Wollte ich mich über das Ganze als Theaterstück äußern, so würde ich sagen, daß es ein geschickt angelegtes und gut durchgeführtes Stück ist. Aber gegen die Ausbeutung gewisser Anschauungen regte sich in mir der Widerspruch. — Ein offener ehrlicher Charakter wird das Opfer seiner Ueberzeugung: gewiß ein guter Vorwurf. Aber war wohl die Zeichnung dieser Figur die Hauptabsicht, die Dreyer verfolgte, als er sein Stück schrieb? Oder sollte wirklich nur die Engherzigkeit mecklenburgischer Behörden gegeißelt werden? Der Hauptzweck, jedenfalls aber die Hauptwirkung des Stückes liegt offenbar in der Beleuchtung der Frage: wie stellt sich das Christentum zur Naturwissenschaft? Und in diesem Punkt ist die dargebotene Auffassung in hohem Grade bedauerlich, weil auf die Entwicklung, die in der Auseinandersetzung zwischen Christentum und Naturwissenschaft vor sich gegangen ist, gar keine Rücksicht genommen wird. Die Handlung läßt durch Nichts erkennen, daß sie nicht in der Gegenwart gedacht werden soll. Der Standpunkt aber, den die Vertreter der Religion hier einnehmen, ist überwunden. Man denke: ein Lehrer der Naturwissenschaft (nicht etwa ein Religionslehrer!) soll in der Naturgeschichte nicht von Darwin sprechen dürfen, noch dazu in Oberprima! Ja es wird verlangt, daß er Naturgeschichte nach der Bibel doziert! Das that man zu Zeiten von Descartes und Gassendi. Eine solche Darstellung ist nicht dazu angethan, die Sachlage zu klären, sondern verwirrt nur die öffentliche Meinung. Das ist um so bedenklicher, als die Scheidung der beiderseitigen Gebiete noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Das Bild, das uns „Der Probekandidat" von dem Stand der Dinge giebt, kann gar nichts nützen. Man stelle sich vor, ein Historiker wollte nach einigen hundert Jahren Rückschlüsse über die schwebende Frage aus diesem Stück machen. Dann würde ihm Heitmann wie ein zweiter Galilei vorkommen. Und das Publikum denkt nicht anders. Es beschränkt sich mit seiner Verachtung solcher Beschränktheit nicht blos auf Mecklenburg — das zeigt die ironische Auffassung, die es den Schlußworten „Geh du nach Preußen" zuteil werden läßt. Es geht mit dem Gedanken weg: Wir lassen uns heutzutage Nichts mehr vormachen von den Pfaffen! Aber das haben wir nun wieder gesehen: in der Schule wird nach wie vor systematisch gelogen zum Zweck der Erziehung korrekter und orthodoxer Staatsbürger; und in der Religionstunde wird diese „Notlüge" sanktioniert: vgl. die Unterhaltung zwischen dem Tertianer und Heitmann.

Die Frage, ob man derartige Dinge wie die Darwinsche Hypothese überhaupt in der Schule vorbringen soll, wird in unserm Stück nicht eingehender erörtert. Bezeichnend für das Tendenziöse darin ist übrigens die Umwandlung, die das Wort des gewiß nicht orthodoxen Virchow: „Die Hypothese gehört nicht in die Schule," erfährt. Der Direktor sagt: die Wissenschaft gehört nicht in die Schule. Wir müssen aber fragen: Wird es nicht jeder Religionslehrer für seine Pflicht halten müssen, die erwachsenen Schüler auf solche Fragen hinzuweisen, damit sie nachher nicht völlig über den Haufen gerannt werden, wenn sie später davon hören? Wird es heutzutage noch Theologen geben, die behaupten, jedes Wort der Bibel müsse mit dem, was zu irgend einer Zeit die Naturwissenschaft behauptet, im Einklang stehen? Die in dem Stück vertretene Ansicht

von der Stellung der Theologen zu diesen Fragen läßt deutlich erkennen, daß die Nichttheologen wenig davon ahnen, ob und wie man sich christlicherseits mit der Frage „Bibel und Naturwissenschaft“ beschäftigt hat. Wenn aber „Der Probekandidat“ den Anlaß gäbe, daß Alle, die ihn sehen, über ihre Stellung zur Bibel nachdenken, und sein Erfolg den Anlaß gäbe, daß die Theologen sich darüber klar werden und auch mehr davon reden und Andern zur Klarheit helfen, dann hat Dreyer nicht nur einen „Bühnenerfolg“ gehabt, sondern auch den, den wir dem Stück wünschen. Karl Nahmmacher

Selbstanzeigen

Geschichte Israels und Heilsgeschichte. Vortrag am 4. Oktober 1899 vor der Sächsischen kirchlichen Konferenz in Chemnitz gehalten. Von Professor D. Guthe in Leipzig. Sonder-Abdruck aus dem Neuen Sächsischen Kirchenblatt. Leipzig, Georg Wigand. 1900. 26 S. 40 Pfennige.

Der Vortrag bespricht das Verhältnis der Geschichte Israels zu der Heilsgeschichte, wie es sich in der wissenschaftlichen Arbeit der letzten fünfzig bis sechzig Jahre herausgebildet hat, beleuchtet die Gegensätze, die zwischen den beiden Lehrfächern entstanden sind, und erörtert schließlich die Frage, auf welchem Wege die Schwierigkeiten, die sich aus diesen Gegensätzen besonders für den Unterricht der Jugend ergeben, gehoben werden können. Da diese Schwierigkeiten gegenwärtig schon in weiten Kreisen gefühlt werden, so scheint es geboten zu sein, Alle, die mit der christlichen Unterweisung der Jugend zu thun haben oder denen sie am Herzen liegt, auf die Notwendigkeit aufmerksam zu machen, den Stoff des Alten Testaments richtiger und vollständiger als bisher für den Unterricht zu verwerten.

Leipzig Guthe

Die Menschheit. Gedanken über ihre religiöse, kulturelle und ethische Entwickelung. Von Otto Werner. Leipzig 1899, E. Haberland. 260 S. 3 Mk. 50 Pf.

Der Verfasser, der im Wesentlichen auf dem Standpunkte des verstorbenen Professors Snell in Jena steht, daß das Menschliche schon im Urkeim des beseelten Lebens gelegen habe und demnach als das Prius der Schöpfung anzusehen sei, bezeichnet als das eigentliche Merkmal des Menschlichen die Freiheit oder die Selbstbehauptung der ursprünglichen inneren Wesensrichtung gegenüber allem, was dieser Richtung entgegensteht. Er legt dar, daß sich der Entwicklungsgang der beseelten Schöpfung von jeher danach gerichtet habe, ob die Geschöpfe ihrer ursprünglichen Wesensrichtung treu blieben oder von ihr abtrünnig wurden, und daß noch heute die Selbstbehauptung der ursprünglichen Wesensrichtung der treibende Faktor alles wahren menschlichen Lebens und Strebens sei. Der Trieb dieser Selbstbehauptung wird gleichgesetzt mit dem sittlichen Trieb und aus der Art, wie dieser sich im menschlichen Bewußtsein zur Geltung bringt, die Entstehung des Gottesbewußtseins gefolgert. Nach Abweisung anderweitiger Ansichten (Max Müllers und Otto Pfleiderers) über die Entstehung des Gottesbewußtseins wird gezeigt, wie sich aus der ihrem Ursprung nach rein subjektiven Anschauung von Gott die objektive, bei der man Gott in Natur und Welt zu finden meinte, und die den Polytheismus gebar, herausbilden mußte. Es wird weiter gezeigt, wie der Polytheismus am Zwiespalt zwischen dem innerlich geoffenbarten Gott und den Naturgöttern zu Grunde gehen und die Völker ins Verderben ziehen mußte. Unter den Indogermanen waren es einzig die Germanen, die trotz der Erkenntnis der Unhaltbarkeit ihrer äußeren Götter nicht gewillt waren, ihr Glaubensleben fahren zu lassen, sondern aus dem Zusammenbruch der Asengötter eine neue und gerechte Götterwelt erhofften. Sie waren daher auch die Einzigen, die sich ihre innere Kraft bewahrten und nicht nur die nachmaligen Träger der Weltgeschichte, sondern auch der eigentliche Boden und die Stützen des unverfälschten Christentums wurden, als welche sie der zukunftstüchtige Kern der Menschheit sind und bleiben werden.

Das Buch gliedert sich nach einem einleitenden Vorwort in folgende Kapitel: Der sittliche Trieb und das Gottesbewußtsein — Religion und Formen der Gottesvorstellung — Religion und Kultur — Die Sintflut und ihre Zeugnisse — Die nachsintflutlichen Kulturvölker — Kulturvölker aus vorsintflutlichem Ursprung — Der Semitismus — Die Bedeutung des Christentums — Die Mission des Germanentums — Rückblick und Ausblick.

Wolfsbehringen Otto Werner

Verschiedenes

Henry Drummonds Biographie ist vor kurzem in deutscher Uebersetzung erschienen. Uebersetzt von H. Groschke. Mit Vorwort von F. Bettex. Berlin, Martin Warneck, 1900. 5, gebunden 6 Mk.

Professor G. A. Smith, ein Freund des so früh Heimgegangenen hat mit Wärme und doch auch mit gesunder Nüchternheit das Bild des eigenartigen Mannes gezeichnet. Es ist keine blinde Bewunderung, die die Feder geführt hat, und doch fühlt man beständig, wie groß der persönliche Zauber dieses sonnigen und doch so ernsthaften Menschenkindes gewesen sein muß. Während seiner Evangelisationsthätigkeit hat er die größten Erfolge bei jungen Männern gehabt. Das Buch mag manchem jungen Manne Bausteine zum eignen Charakter zeigen, für die er einst dankbar sein wird. Eins lehrt dies interessante Buch sehr deutlich: daß das Geheimnis des Erfolges beim persönlichen Wirken für Gottes Reich in dem „Lossein vom eignen Ich“ liegt. Das „absorbierende Interesse an Andern“, das Drummond auszeichnete, das hat ihm seine herzenbezwingende Macht über Menschen gegeben. Unwillkürlich denken wir an seinen Meister. Schließlich liegt das Geheimnis Drummonds offen am Tage. Dieser Glasgower Professor ist ein Band aus der bunten Reihe der Kommentare zum Leben Jesu. — Auch die äußere Ausstattung des Buches ist gut. P. Jaeger

Die Eingabe an den Vorstand der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, die wir in Nr. 2 erwähnten, ist nach einem erneuten ablehnenden Bescheid entsprechend abgeändert worden und hat nun folgenden Wortlaut:

„Die Direktion der Kaiserswerther Diakonissenanstalt hat in den letzten Jahren weit über den Kreis ihrer Angestellten hinaus Beunruhigung und Verstimmung hervorgerufen durch ihr Verhalten, wenn es sich um die Regelung der Pension eines Beamten oder einer Beamtenwitwe handelte. Es ist eine nicht abzuweisende Forderung, daß Anstalten christlicher Nächstenliebe auch in diesem Punkte allen andern voranstehen sollten. Wir bitten die Direktion zu erwägen, ob sie nicht durch eine allgemeine liberale Ordnung der Pensionsverhältnisse ein für allemal weiterem Anstoß vorbeugen will.

„Seit der Kundgebung des Zentralausschusses für Innere Mission zu gunsten der Altersversorgung der Berufsarbeiter der Innern Mission im Januar 1890 ist Manches geschehen, was der Direktion unseres Erachtens vorbildlich sein könnte. Im März 1895 wurde der Pensionsverband der Berufsarbeiter der Innern Mission gegründet, der die bestehenden Einrichtungen des deutschen Privatbeamten-Vereins benutzte. Daneben entstand der Unterstützungsverein des Pensionsverbandes unter Bodelschwinghs Vorsitz.

„Kaiserswerth scheint von diesen Einrichtungen keine Notiz genommen zu haben. Die Direktion der dortigen Anstalt wird das erschütterte Vertrauen vieler Freunde wiederherstellen, wenn sie durch geeignete Maßnahmen, etwa durch kräftige Unterstützung ihrer Angestellten beim Einkauf in Alters- und Lebensversicherungen, dafür sorgt, daß altersschwache Beamte an ihrem Lebensabend nicht darben, und sterbende nicht um den nötigsten Unterhalt der Ihrigen bangen müssen.“ — Möchte es dem Vorstand in Kaiserswerth gefallen, diesen zum Jubiläumsjahr doppelt unzeitgemäßen Anstoß lieber heute als morgen aus dem Wege zu räumen! R

Kleine Mitteilungen. Der Schlußteil des Gottschickschen Aufsatzes (5. Die christliche Moral und die exzeptionellen Mittel der Politik) folgt in nächster Nummer.

Es versteht sich, daß wir auch zur Sache Weingarts noch einmal das Wort nehmen. Einstweilen empfehlen wir die soeben erschienenen Hefte zur Christlichen Welt Nr. 41 und 42: Aufgaben und Grenzen der lutherischen Dogmatik. Mit einem Nachwort zum Prozeß Weingart. Von Lic. Constantin von Kügelgen — mehr nur für Theologen — und: Die Amtsentsetzung des Pastors Weingart in Osnabrück. Eine Streitschrift für den Frieden von Pastor DDr. Sulze — ganz vornehmlich auch für „Laien.“ Beides erschienen bei Mohr in Tübingen.

Inzwischen liegt wider ein neuer Fall vor, der Fall Hillmann. Lic. Hillmann, Pfarrer der reformierten Gemeinde in Hamburg, wird von seinem Gemeindevorstand wegen sozialer Predigt ohne weitere Umstände entlassen. Der Fall kommt eben recht, um die des Landeskirchentums überdrüssigen Pastoren an die Schatten freikirchlicher Zustände zu erinnern. Eine nähere Darstellung von kompetenter Seite wird zeigen, wie nicht der Betroffene, sondern die seit dem Hafenstreit offenbar übergroße Empfindlichkeit gewisser Hamburger Kreise gegen jede Predigt sozialer Gesinnung den Bruch verschuldet hat.

In Rom ist durch das Eingreifen des Berliner Oberkirchenrats und durch die verständige, friedfertige Haltung der Freigemeinde das Schisma beseitigt. Pfarrer Brüssau, der übrigens niemals eine feste Anstellung seitens der Freigemeinde angenommen hatte, predigte — zur Besiegelung der Einigkeit — auf dem Kapitol. Wir freuen uns dieser Wendung sehr. Aber möchte die zarte Sache weiter zart angefaßt werden. Es ist viel gesteigerte Empfindlichkeit zu schonen auf allerlei Seiten. Möchten vor allem die Trompetenstöße in der Presse von nicht verantwortlicher Stelle her lieber schweigen. Viel schreiben über die Sache fördert jetzt nicht; dafür daß sie nicht einschläft, ist gesorgt. —

Fromme Schokolade kann Jeder, der Glück hat, aus Stollwercks Automaten erhalten. Die Hälfte der Schokoladentafeln haben als Beigabe Bilder in wechselnden Serien, unter andern „religiöse.“ Nur ein Beispiel. Vorn ein Bild, ein byzantinischer Psalmsänger auf Goldgrund, betitelt „Glaube.“ Aber dieser Titel umgiebt den Kopf des Sängers, und wo man sonst den Titel zu suchen gewöhnt ist, prangen die herrlichen Worte: Stollwerck'sche Schokolade! Auf der Rückseite oben und unten Reklame, in der Mitte ein preisgekröntes „Gedicht,“ für dessen ästhetische und religiöse Würdigung es genügt, die erste Strophe anzuführen:

Der Glaube giebt der Seele
Erst ihren hohen Wert,
Da er ein Weiterleben
Auch nach dem Tode lehrt.

Ich hatte — schreibt der Einsender — bei dem Anblick des Ganzen nur die eine Frage: Ist das freiwillige oder unfreiwillige Parodie? Geschmacklosigkeit oder Frivolität? R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 20 Mk. von einer evangelischen Frau in Schirotzken.

Für die Heilandskirche in Mürzzuschlag: 20 Mk. von N N in Geislingen; 10 von M D in Gießen; 6 von einem Naumburger.

In der Quittung in Nr. 7 muß es heißen **36** Mk. von Freundinnen aus dem Reich in Coblenz statt 20 Mk.

Für Armenien: 2,55 Mk. aus der Gemeinde Wossitz; 1 von T, Leipzig.

Für das notwendige Liebeswerk: 5 Mk. von N N in H.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein aus Anlaß der Abordnung des Lic. Schüler nach Tsingtau: 20 Mk von B, Marburg; je 10 von M, Goslar; W H, Marburg; 6 Jahresbeitrag von K, Marburg; je 5 von M, Marburg; M, Marburg; B, Halle; 3 Jahresbeitrag von K, Gemünden; je 3 von M, Marburg; J, Marburg. Sonstige Zeichnungen aus Marburg 162 Mk., darunter 31 Mk. Jahresbeiträge.

Für die Goßnersche Mission: 5 Mk. von H. Silberburg; 3 von N N, Pillau; 1 von T, Leipzig.

Herzlichen Dank! D H

Zur freundlichen Beachtung

Die vorige Nummer **8** ist in höherer Auflage gedruckt und wird von uns als Probenummer unentgeltlich verschickt.

Drei störende Druckfehler sind zu berichtigen:

Spalte 177 Zeile 18 lies: aus der die statt: die aus der
„ 179 „ 4 „ relatives statt: klares
„ 178 Anm. „ Boltzmann statt: Boltemann

Nr. **7** kann nicht unentgeltlich abgegeben werden. Wer also Nr. 7 und 8 (Haeckel als Philosoph) verlangt, wolle 23 Pfennig in Briefmarken einschicken.

Der Preis der Einzelnummer beträgt ein für allemal 20 Pfennig durch die Buchhandlungen, 23 Pfennig (mit Portovergütung) direkt vom Verlag.

Einbanddecken für den laufenden Jahrgang werden bereits jetzt versandt. In zwei Ausgaben: A. mit Jahrgang 14 auf dem Rückentitel (wie bisher). B. mit der Jahreszahl **1900** auf dem Rückentitel (auf Wunsch). Wenn nicht anders verlangt, wird Ausgabe A verschickt. Preis 1,60 Mark, bei direktem Bezug vom Verlag dazu halbes Porto 15 Pf. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag, 6. März, 4 1/2 Uhr, Rosenau: Gotteskindschaft und Sündenvergebung.

Theologischer Ferienkursus

Mittwoch, Donnerstag, Freitag der Osterwoche
18. bis 20. April 1900
in Berlin

Professor D. Harnack: Die 7 Sendschreiben der Offenbarung Johannis — 6stündig

Professor D. Gunkel: Die charakteristischen Formen der prophetischen Rede im Alten Testament — 6stündig

Weitere Mitteilung folgt

Der Vorstand der Kirchlich-Theologischen Konferenz für die Provinz Brandenburg

Deutsche Kolonialschule Wilhelmshof

Witzenhausen a. d. Werra

Beste Vorbereitung für junge Männer von 17 bis 25 Jahren, welche über See einen Beruf als Landwirte, Wein- und Obstbauern, Pflanzungsbeamte u. s. w. suchen

Georg Tegtmeyer,
Pastor zu St. Jakobi
Lulu Tegtmeyer,
geb. Brüggen
Vermählte
Lübeck, den 23. Februar 1900.

Predigtamtskandidat mit guten Zeugnissen, bisher Mitglied des Königl. Predigerseminars zu Wittenberg, im Unterrichten geübt, sucht zum 1. April Stellung als Hauslehrer, womöglich im Westen Deutschlands. Kann sich aber nur auf 1/2 Jahr verpflichten. Offerten an die Expedition des Blattes erbeten unter K. W. 11.

Schweiz!

Für junge tüchtige gelernte **Kindergärtnerin** suche ich Stellung in guter Familie im Ausland. Am liebsten in der französischen Schweiz. Zu jeder Auskunft bereit Pfarrer Rade, Marburg i. H.

Probenummer!

Man verlange Nr. 8 als Probenummer.
Gratis und franco.
Marburg
Verlag der Christl. Welt

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen.

Dietz, Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften, soweit erschienen, billigst zu verkaufen. Anfragen unter D. W. durch Redaktion d. Bl.

In unserem Verlage erschien soeben:

Die Bergpredigt
nach Matthaeus
mit besonderer Berücksichtigung des genuinen Verhältnisses der Seligpreisungen zur ganzen Rede
Von
Friedrich Grawert

Inhalt. 1. Neuere Ansichten. 2. Ideentität der Rede. 3. Einheitlichkeit der Rede. 4. Charakter der Rede. 5. Zweck der Rede. 6. Veranlassung der Rede. 7. Personen bezw. Parteien der Rede. 8. Inhalt und Gedankengang. 9. Die Seligpreisungen. 10. Verhältnis zu Matth. X u. XXIII.

gr. 8⁰. 77 S. Mk. 1.20.

Marburg i. H.
N. G. Elwert'sche Verlags-Buchhandlung

In 5. Auflage:
Lebensweihe für Jungfrauen
von **D. St. Friedr. Evertsbusch,** weiland evang. Pfarrer zc.
Mit Original-Titelbild von Prof. B. Plockhorst.
Fein gebunden Mk. 5.—
Bekannt als vorzügliches Geschenkwerk bei jedem Anlaß.
Verlag von **Hans Friedrich** in Carlshorst-Berlin.

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl
Der Forstbeamte
Preis **50** Pfg.
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Der Kunstwart
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste. Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von **Georg D. W. Callwey, München**

Zum Falle Weingart haben sich, soweit ich die Presse übersehen konnte, ausschließlich Theologen geäußert. Das scheint mir bei einer prinzipiellen, den Lebensnerv unseres kirchlichen evangelischen Christentums berührenden Frage ein beklagenswerter Mangel.

Ich richte darum an alle evangelisch gesinnten Männer und Frauen, gleichviel welcher „Richtung“ oder „Partei“ in der Kirche sie sich zurechnen, die Bitte, zu dem an Weingarts Namen anknüpfenden Streit in der hannoverschen Landeskirche sich **rückhaltlos** zu äußern, und folgende Fragen **kurz** zu beantworten:

1. Wie denken Sie über die Auferstehung Christi, und wie urteilen Sie über die von Weingart in seiner Osterpredigt gebrauchte Ausdrucksweise, daß „des Herrn müder Erdenleib im Grabe ruhte, Staub zum Staube“?

2. Was halten Sie von der amtlichen Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisschriften, und wie haben sich nach Ihrer Ueberzeugung die Geistlichen gegenüber der buchstäblichen juristisch-formalen Auffassung und Auslegung der Bekenntnisse durch das Kirchenregiment zu verhalten?

3. Welche Folgerungen ziehen Sie aus der in Hannover und Berlin getroffenen Entscheidung des Falles Weingart für das Ansehen der evangelischen Kirche einerseits und die Stellung des Geistlichen im Urteil des evangelischen Volkes andrerseits?

4. Was soll nach Ihrer Ansicht Weingarts Osnabrücker Gemeinde der kirchenregimentlichen Entscheidung gegenüber thun?

Die an die Adresse des Unterzeichneten erbetenen Antworten sollen sobald als möglich geordnet und veröffentlicht werden.

Lic. Dr. **W. Staerk**
Herausgeber des evangel. Gemeindeblattes „Der Protestant“

Charlottenburg,
Rönnestr. 5

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B., Leipzig

Soeben erschien:

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 41) **Aufgaben und Grenzen der lutherischen Dogmatik**

Mit einem Nachwort zum Prozess Weingart

Von

Constantin von Kügelgen,
Lic. Theol.

8. **1900.** M. —.60.

Nr. 42) **Die Amtsentsetzung des Pastors Weingart in Osnabrück**

Eine Streitschrift für den Frieden

Von

D. Dr. **E. Sulze,**
Pfarrer em. in Dresden

8. **1900.** M. —.50.

Soeben ist bei **C. Bertelsmann** in **Gütersloh** neu erschienen:

Gedenkblatt zur Erinnerung an den Tag der Konfirmation mit schöner Rankeneinfassung von P. B. in Holzschnitt und zweifarbigem Druck (für Eintragung des Spruches ist Raum freigelassen). Einzeln 10 Pf., 10 Ex. 80 Pf.; 25 Ex. 1,50 M.; 50 Ex. 2,75 M.; 100 Ex. 5 M. — Probeblatt gratis.

Konfirmationsscheine in zwei Farben gedruckt mit 22 verschiedenen Bildern u. 300 verschiedenen Sprüchen u. Liederversen. 3 Serien à 100 Stück. 30 Stück 1 M., 100 Stück 3 M. — Probeschein gratis.

Hoffmannsches Institut in Darmstadt

Höhere Mädchenschule und Pensionat

Zu Ostern 1900 eröffne ich neue Fortbildungskurse in Erziehungskunde, Volks- und Hauswirtschaftslehre und Gesundheitslehre, alle verbunden mit praktischen Uebungen. Die alten Kurse für Deutsch, fremde Sprachen, Weißzeugnähen, Kunstgeschichte u. Zeichnen bleiben bestehen. Pensionspreis 1000 M., für Pfarrtöchter Ermäßigung. Alles Nähere durch **C. v. Szczepanski**, staatlich geprüfte Schulvorsteherin.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
III Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Engelswerk

C. W. Engels

in **Foche 31,** b. Solingen.

Grösste Stahlwarenfabrik
mit Versand an Private.

Preisliste (640 Seiten) umsonst und portofrei!

Allgemeine Zeitung

Gegründet 1798 **München** (vormals Augsburg) Gegründet 1798

mit wissenschaftlicher u. volkswirtschaftl. Beilage.

Die besonderen Vorzüge der Allgemeinen Zeitung bestehen in der **Zuverlässigkeit** der ihr **aus allen Ländern** — entsprechend der **Ausdehnung ihres Verbreitungsgebietes — zugehenden Informationen, gewährleistet durch die politische und wissenschaftliche Bedeutung ihrer Mitarbeiter.**

Der **Handels- und volkswirtschaftliche Teil** bringt **Originalartikel erprobter Fachmänner,** ferner ein **umfassendes, grösstenteils telegraphisches Nachrichten-Material** von den wichtigsten Handels- und Börsenplätzen des In- und Auslandes.

Im **Feuilleton** werden **Original-Romane** angesehener Schriftsteller veröffentlicht, ferner **Novelletten, Sitten-** und **Gesellschaftsbilder** aus den **Brennpunkten der Zivilisation,** den **internationalen Bädern** und **Kurorten,** neben der bewährten Rundschau über Kunst, Musik und Theater in München, wie in den übrigen Hauptstädten.

Die **wissenschaftliche Beilage** verfolgt den Lauf der geistigen Bewegung und der Litteratur im In- und Ausland, dient jedoch auch zu umfassender Erörterung der **vorliegenden Fragen des öffentlichen Lebens** in Staat, Kirche, Recht und Wirtschaft. Nach alter, niemals unterbrochener Ueberlieferung beehren sie die **ersten deutschen Gelehrten in Nord und Süd** durch eigene Mitarbeit.

Quartalpreise bei Postbezug:

für die ganze Zeitung	**M. 9.—**
„ Morgen- und Abendblatt ohne Beilage . . .	**„ 4.50**
„ die wissenschaftliche Beilage allein . . .	**„ 4.50**
„ dieselbe in Wochenheften	**„ 5.—**

Probenummern gratis und portofrei.

Verlag der

Allgemeinen Zeitung, G. m. b. H., München

Töchterpensionat u. Haushaltungsschule

I. Ranges

Villa Mont-Choisi Neuchâtel (Franz. Schweiz)

Programm: Erlernung der französischen Sprache; Einführung in den Haushalt und in die bürgerliche und feinere Küche. — Komfortabel eingerichtetes Haus, umgeben von grossem, schattigem Garten. Prachtvolle Lage am See mit Aussicht auf die Alpen. Pensionspreis 1300 bis 1400 frs. per Jahr, je nach Zimmer. — Prospektus und Referenzen stehen zu Diensten.

Tropon hat den fünffachen Nährwerth von Fleisch.

TROPON

schafft

MARK UND KRAFT.

Troponwerke Mülheim - Rhein.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von E. Pierson's Verlag in Dresden: Egidy-Werk